

Krejčí, Karel

**Oskar Jellinek in seiner Zeit : (der Lesensweg eines
mährisch-deutsch-österreichischen Dichters)**

In: Krejčí, Karel. *Oskar Jellinek : Leben und Werk* : (22.1.1886-12.10.1949).
Vyd. 1. Brno: Universita J.E. Purkyně, 1967, pp. 9-41

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/119861>

Access Date: 05. 03. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University
provides access to digitized documents strictly for personal use, unless
otherwise specified.

OSKAR JELLINEK IN SEINER ZEIT

(Der Lebensweg eines mährisch-deutsch-österreichischen Dichters)

Motto: „Nicht mit Menschen gegen Menschen, sondern aus dem Menschen für den Menschen.“

(Aus O. J.'s „Aphorismen“, 17. 10. 1934.)

„Im Gesamt-Mosaikbild der österreichischen Dichtung darf keine Farbe fehlen, soll es unverfälscht sein. Auch Rangunterschiede sind Farbdifferenzen. Allen denen, die nur ‚Höhenzüge‘ der Literatur gewertet wissen wollen, sei hier ein Satz zitiert, der anfangs 1960 in einem Vortrag vor Verlegern und Buchhändlern das Wesentliche sagte:

„Man glaube doch nicht, daß man die Vorgebirge und Mittelgebirge einfach radieren kann und daß man nur noch Alpen und Himalajas und die Anden behalten könne. Eines trägt das andere“¹.

„Aus Mähren kam schon einmal ein deutscher Autor, der die mährische Landschaft und ihre slawischen Menschen dargestellt hat: der Mährisch-Weißkirchener Jakob Julius David, ein Meister der psychologischen Schilderung, der sich mit einigen Erzählungen, vor allem mit der ungemein schönen Erzählung von der Hanka, der Frau des berühmten Landschaftsmalers Mährens und dem weiblichen Sinnbild der Hanna, dicht an die Seite des Besten stellt, was die tschechische Prosa aus Mähren herausgeholt hat. Der bis heute noch einer gerechten Würdigung harrende J. J. David scheint — zumindest in stofflicher Hinsicht — einen Nachfolger zu bekommen. Der gebürtige Brünner Oskar Jellinek, Richter i. R. in Wien (auch David hat sein nicht besonders langes Mannesalter in Wien zugebracht), gab Ende 1930 bei P. Zsolnay das novellistische Triptychon „Das ganze Dorf war in Aufruhr“ heraus, das die Aufmerksamkeit der literarischen Öffentlichkeit mit einem Male auf den Autor gelenkt hatte“².

¹ Zitiert nach Norbert Langer, Dichter aus Oesterreich, 4. Folge (Oesterr. Bundesverlag Wien—München, 1960).

² Vgl. P. E. (= Pavel Eisner) in: Lidové noviny vom 17. 12. 1931; die nach dem Artikel „Moravské postavy německého novelisty“ (Mährische Gestalten eines deutschen Novelisten) zitierte Stelle hat im Original folgenden Wortlaut: Z Moravy přišel již jednou německý autor, který zpodoboval moravskou krajinu a její slovanské lidi: hranický rodák Jakob Julius David, mistr dušezpytné kresby, který několika povídkami, především překrásnou povídkou o Hance, ženě slavného moravského krajináře a ženském symbolu Hanáčka, stává se těsně po bok tomu nejlepšímu, co česká próza z Moravy vytěžila. Zdá se, že podnes nedoceněný J. J. David dostává — alespoň po stránce látkové — následníka. Oskar Jellinek, rodák brněnský, soudce na odpočinku ve Vidni (i David ztrávil nedlouhý mužný věk ve Vidni), vydal na sklonku r. 1930 u P. Zsolnaye novelistické triptychon „Das ganze Dorf war in Aufruhr“, jež rázem obrátilo na autora pozornost literární veřejnosti.

In Übereinstimmung mit der soeben zitierten zutreffenden Bemerkung Pavel Eisners in der tschechischen Tageszeitung „Lidové noviny“ (17. 12. 1931) war O. J.s Novellen gleich nach ihrem Erscheinen in den zwanziger Jahren³ außer dem wohlverdienten Erfolg auch eine zahlreiche Leserschaft beschieden und zwar nicht nur in Österreich, sondern auch in dem sonstigen deutschen Sprachgebiet; einige davon wurden sogar in fremde Sprachen übersetzt⁴. Einen breiteren Leserkreis erwarben sie jedenfalls durch die spätere erstmalige Gesamtausgabe (Oskar Jelinek, Gesammelte Novellen. Mit einer Einführung von Franz Karl Ginzkey, MCML, Paul Zsolnay-Verlag, Wien). In Ginzkeys Vorwort finden sich neben rühmenden Werturteilen auch die allernotwendigsten biographischen Hinweise, die in Richard Thiebergers Nachwort zum zweiten Sammelband (Oskar Jelinek, Gedichte und kleine Erzählungen. Mit einem Nachwort von Richard Thieberger, MCMLII, Paul Zsolnay-Verlag, Wien) eine gediegene Ergänzung erfahren. Wenn auch O. J.s Leben und Schaffen dadurch keineswegs erschöpfend gewürdigt erscheint, so repräsentieren die beiden erwähnten Beiträge von Ginzkey und Thieberger immerhin noch das meiste, was über Oskar Jelinek in deutscher Sprache überhaupt in Druck erschienen ist⁵. Das hängt zu einem guten Teil mit J.s persönlichen Eigenschaften zusammen: mit seiner übermäßigen Bescheidenheit, Zurückhaltung, mit seinem Hang zur Zurückge-

³ Gemeint sind vor allem die ersten fünf Novellen J.s: 1. Der Bauernrichter, 2. Die Mutter der Neun, 3. Der Sohn, 4. Valnocha, der Koch, 5. Hankas Hochzeit, die in den Jahren 1924 bis 1930 erschienen sind.

⁴ S. im Anhang das Verzeichnis der in fremde Sprachen übersetzten Novellen und Erzählungen O. J. s.

Prachtvoll ausgestattet ist die anglo-amerikanische Ausgabe des novellistischen Triptychons Uproar in the village“ (Decorated by William Siegel). Sie enthält vor jeder Erzählung einen ganzseitigen Linoleumschnitt, u. zw. vor Valnocha, the cook den Leutnant auf seinem Bette sitzend, Zdenka in den Armen, darstellend — eben jenes Bild, das Valnocha, von Bubenik geführt, durch das Fenster beobachtet und das ihm fortwährend vorschwebt; vor The peasant judge Wlasta vor dem Richter den Rock hebend und das ihr von Quirin geschenkte Strumpfband zeigend, und schließlich vor Hanka's wedding die Hochzeit Hankas mit Jaroslav darstellend, während Hankas Kind aus erster Ehe das verbrecherische Paar in den Schicksalsknäuel verstrickt. Dem ganzen Band steht ein ganzseitiger Linoleumschnitt voran — das ganze Dorf in Aufruhr darstellend, nämlich den durch Wlastas Volksaufruhr verursachten Marsch der Bauern zum Richter. Außerdem enthält jede Erzählung ein stereotyp an verschiedenen Stellen des Textes wiederkehrendes leitmotivisches Bildchen, u. zw. in der 1. Erzählung Valnocha der sich abwendenden Zdenka seine Liebe erklärend, in der 2. Erzählung ein stilisiertes mährisches Bauernhaus und einen mit der Sense rüstig ausschreitenden Bauern darstellend, und in der 3. Erzählung den kleinen Milek vorführend, wie er seinem Vater beim Schnitzen eines Kreuzifixes zusieht. Der Einband und das Vorsatzpapier enthalten stilisierte, auf slawische Motive zurückgehende Bilder, im Mittelpunkt ein tanzendes Paar, von verschiedenen dörflichen Bauten umgeben, auf dem Hintergrunde verschiedene pflanzliche und andere symbolische Motive. Der Schutzumschlag zeigt in starkem Blau und Rot ein junges, zur Arbeit schreitendes Bauernpaar und auf der Rückseite einen Dorfausschnitt.

Auch die holländische Buchausgabe von „Moeder van negen zonen“ (Omslagekening en illustraties van Adolf Blitz) ist schön ausgestattet. Der Einbanddeckel zeigt die Lutherbibel, darauf Schwert und Sturmhaube; die der Novelle vorangestellte ganzseitige Schwarz-weiß-Illustration zeigt das eindrucksvolle Bild der vor sich hinbrütenden protestantischen Mutter, neben der der Hammer lehnt. Dem katholischen Gegenspieler ist durch eine gleichwertige Illustration Rechnung getragen — sie stellt den Obristen am Bette seines schlafenden Kindes betend dar. Eine Schlußvignette zeigt einen nächtlichen Ausschnitt von Dorf und Schloß.

⁵ Vgl. das Verzeichnis der Veröffentlichungen über Oskar Jelinek und sein Werk im Anhang.

zogenheit und letztlich auch damit, was R. Thieberger gleich durch den einleitenden Satz zu seinem Nachwort — gewiß nicht rein zufällig — unterstrichen hat: „Selten hat ein Dichter mit der Veröffentlichung seiner Werke so gekargt wie Oskar Jellinek“ (S. 355).

Ich selbst habe O. Jellinek persönlich kennengelernt und ihn viermal gesprochen bzw. interviewt, u. zw. am 11. November und 23. Dezember 1937 und am 20. November und 27. Dezember 1938, jedesmal in der Wohnung seiner Mutter, Brünn, Winterhollerplatz Nr. 18. Der Eindruck, den ich bei diesen wiederholten Zusammenkünften gewonnen habe, bestätigte mir die oben-erwähnten Wesenszüge des Dichters. Bei meinem letzten Besuch erhielt ich von O. J. u. a. eine kurze Selbstbiographie, die er auf meinen Wunsch hin eigenhändig niedergeschrieben hatte und die in groben Zügen die ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens umfaßt und mit den ersten gewaltigen Eindrücken des aus seiner Vaterstadt Brünn zum ständigen Aufenthalt nach Wien gekommenen Mählers endet. Über die weiteren Lebensphasen des Dichters erfuhr ich einiges während der erwähnten Zusammenkünfte in Brünn und aus etlichen Briefen und Postkarten, die mir O. J. aus seinem unfreiwilligen Exil zukommen ließ.⁶

Oskar Jellinek wurde am 22. Jänner 1886 in Brünn, Josephstadt Nr. 35 (heute: Bratislavská), als Sohn des damaligen Tuchkaufmanns und späteren Textilindustriellen und Gemeinderates von Brünn Edmund Jellinek und dessen Gattin Leontine geboren. Er ist von beiden Eltern her Jude. Sein Vater erblickte am 19. März 1853 zu Zdounky (im Bezirk Kroměříž — Kremsier), seine Mutter — eine geborene Bachrich — am 1. Feber 1865 auf der Zeile Nr. 18 (heute Gottwaldova) in dem sogenannten Brzesowsky-Haus⁷ das Licht der Welt. Sein Großvater väterlicherseits war Feldpächter; er starb, als Oskars Vater noch ein kleiner Knabe war, und ist in Ejwanowitz begraben. Seine Großmutter väterlicherseits entstammte einer Familie Birnbaum; ihr Bruder war Brauereipächter in Zdounky. Sie starb, als Oskar kaum 2 Jahre alt war, im siebzigsten Lebensjahr in dem erwähnten Brzesowsky-Haus auf der Zeile. „Mein Vater hat mir seine Mutter, der er angeblich sehr ähnlich sah und deren Andenken er stets mit inniger Liebe und Verehrung umgab, als edle, sanfte, gütige Frau geschildert“ ... „Ich habe der Titelgestalt meiner ‚Seherin von Daroschitz‘ und ihrer Familie den Mädchennamen meiner Großmutter — Birnbaum — gegeben, ohne daß aber sonstige Verhältnisse meiner großmütterlichen Familie in dieser Erzählung mitspielen.“ Selbstbiographische Skizze, 1—2 (Im weiteren stets als SbS zitiert).

Oskars Großvater Bachrich (der Vater seiner Mutter) stammte aus Austerlitz (Slavkov) — wo sein Vater das Bäckerhandwerk betrieb — und war Wollkaufmann in Brünn. Auch er starb früh, als Oskars Mutter sieben Jahre alt war, und hinterließ seiner Frau sechs Kinder, von denen das jüngste noch ungeboren war. Seine Witwe überlebte ihn um mehr als fünfzig Jahre; sie starb erst

⁶ Der Autor der vorliegenden Monographie stützt sich in seinen Ausführungen auf Materialien (Tagebücher, Skizzenhefte, Selbstbiographische Skizze, briefliche Mitteilungen sowie eigene Notizen, die er sich bei seinen gelegentlichen Zusammenkünften mit O. J. in Brno gemacht hat), die ihm der Dichter lebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hat, mit der ausdrücklichen Genehmigung ihres Abdruckes in einer wissenschaftlichen Arbeit.

⁷ In dem sogenannten Brzesowsky-Haus (Brno, Zeile Nr. 18), das der ehemaligen Speditionsfirma Brzesowsky & Co. gehörte und später umgebaut wurde, wohnte J.s Vater noch als Junggeselle zusammen mit seiner Mutter und seinem Bruder Leopold.

1924 (im Alter von 81 Jahren) zu Wien, wo sie viele Jahre lang bei ihrer ältesten Tochter Klothilde Guth und später dann bei ihrer jüngsten Tochter Malvine Wolkenberg gelebt hatte. „Sie (d. h. die Großmutter) war eine kluge, überaus gute, mir auf das Zärtlichste zugetane Frau, und ich bin glücklich, daß ich mich ihres Umfanges so lange erfreuen durfte. Sie stammte aus Boskowitz. Ich habe auch noch ihre Mutter, meine Urgroßmutter, gekannt, von deren Hand ich mich auf dem Glacis spazieren geführt sehe.“ (SbS., 2.)

O. J.s Vater absolvierte die Unterrealschule in Kremsier und kam 1867 als Vierzehnjähriger nach Wien, wo er Lehrling in einem großen Tuchhause wurde. Später fand auch Leopold, der um sechs Jahre ältere Bruder des Vaters, dort Stellung. Die freien Abendstunden widmete er seiner Weiterbildung, wobei er sich am meisten zur Mathematik hingezogen fühlte. Was den Vater in den Augen des Sohnes besonders auszeichnete, war sein ungewöhnlich klarer Verstand, der ihn zu einem höheren Studium befähigt hätte, ferner ein sanftes, von Duldsamkeit und Menschenliebe getragenes Wesen, das im Verein mit einer außerordentlichen Redlichkeit und Ehrlichkeit über seine ganze Lebensbahn die beglückende Empfindung ausgoß, daß er sich mit der ihn umgebenden Welt in Einklang befinde. Was ihn aber von dem üblichen Typus seiner Berufsgenossen besonders vortrefflich abhob, war sein musikalisches Feingefühl, sein früherwacher, ihm bis zum letzten Lebensstage treu gebliebener Sinn für das Schöne und Große in der Kunst, sein — trotz aller Ehrfurcht vor jeder Leistung — sicheres Empfinden für Wert und Unwert in der Dichtung. (SbS., 3.) Auf die letztgenannte Eigenschaft von O. J.s Vater bezieht sich folgender beachtenswerter Passus, den der Dichter als Sonderbeilage seinem Brief vom 24. 7. 1939 aus Paris an mich angefügt hat:

„Meinen Vater zeichnete feinstes musikalisches Empfinden und eine selbst für humane Zeitläufte ungemaine, auf das Wohltuendste sich äußernde Menschen- und Lebensfreundlichkeit aus. Die erste Eigenschaft bewirkte, daß er, als ich meine Eltern durch eine weihnachtliche Vorlesung mit dem „Bauernrichter“ vertraut machte (es hatte lange gewährt, ehe ich sein nachsichtiges Vaterherz durch einen Erfolg erfreuen konnte), am Schlusse ausrief: „Sehr gut! Ich habe schon gefürchtet, daß die Wlasta am Leben bleiben wird.“ Sein sicheres Kunstempfinden sagte ihm, daß die konsequente Durchführung aller Gegebenheiten in dieser Erzählung Wlastas Tötung verlange. Auch den tödlichen Abschlüssen aller meiner späteren Erzählungen mochte er diese Konsequenz zubilligen — aber sein menschenfreundlicher, lebensheiterer Sinn hätte nun die Werke seines Sohnes wohl lieber lichterem Ausklängen zustreben gesehen. Dabei leitete ihn vielleicht auch unversehens der Wunsch, meine Bücher mögen seinem Freundeskreise eine weniger herbe, bürgerlich angenehmere Lektüre bieten. Dies kam einmal in liebenswertester Weise zum Ausdruck. Hedwig und ich hatten ihn und meine Mutter gelegentlich des Antrittes einer Reise auf den Wiener Westbahnhof begleitet — nun standen meine Eltern am Coupéfenster und sprachen zu uns hinunter. Mein Vater fragte mich, ob ich mit einer neuen Arbeit beschäftigt sei. Als ich dies bejahte, sagte er mit einem mir aufmunternd zuredenden Lächeln: „Aber laß die Leute leben,“ und während der Zug sich in Bewegung setzte, wiederholte er mit einem unvergeßlich fürbittenden Herzenston: „Laß sie leben!“

An jedem Sonntagabend besuchte Oskars Vater die vierte Galerie des Burgtheaters, das unter der Leitung Laubes und später Dingelstedts in der Wieder-

gabe der großen klassischen Dramen und Lustspiele durch ebenso gewaltige wie fein-nuancierte Darsteller kaum seinesgleichen im deutschen Sprachgebiet hatte. „Viele Alters- und Berufsgefährten meines Vaters waren, gleich ihm, begeisterte Besucher dieser geheiligten Stätte. Meinem Vater aber prägten sich Worte und Szenen der erhabenen Gedichte, Blick, Tonfall und Gebärden der großen Tragöden und Komöden so tief ein, daß er sie bis in sein spätestes Lebensalter innehatte. Wie oft zitierte er mir diese oder jene Stelle Schillers, Shakespeares, Goethes in der Sprach- und Stimmtönung eines jener bedeutenden Menschendarsteller, die im Vollmaß ihres Wirkens ihm so unauslöschliche Eindrücke geboten hatten, und deren Sonnenuntergang ich in meinen ersten Studentenjahren noch selbst erleben durfte! Mein Vater besuchte aber gerne auch die Wiener Hofoper und machte sich mit den Höhenwerken der dramatischen Musik vertraut, er las nach und nach die damals hervorragenden Bücher und suchte vor allem durch eifrige Zeitungslektüre sein Wissen zu ergänzen. Die Zeitung fühlte sich ja damals noch vorwiegend als Lehrkanzel und ihre Mitarbeiter besaßen die Kenntnisse von Hochschullehrern und wußten ihrem journalistischen Vortrage oft eine so gediegene und zugleich durchsichtig-angenehme Form zu geben, daß mancher Zeitungsartikel den Rang eines stilistischen Kunstwerkes hatte und weit über Tag und Jahr hinaus bewahrte. Erst später sank die Zeitung von einer Führerin der Leser zur Sklavin des Publikums hinab, dem durch Liebedienerei und Sensation möglichst willfährig zu sein, sie nun als ihre Aufgabe betrachtete, was freilich mit der ganzen wirtschaftlichen und soziologischen Entwicklungslage zusammenhing. Besonders die damalige „Neue Freie Presse“, deren Mitarbeiter ein ebenso vornehm abgestimmtes Ensemble bildeten wie die Schauspieler des Burgtheaters, wurde für meinen Vater zum Quell der Bildung. Aber meines Vaters klarer und lebensvoller Geist machte sich das Überkommene in selbständiger Weise zu eigen, und mancher empfangene Bildungseindruck spiegelte sich in seinen dankbar-begeisterten Worten verklärt wider. Später trat überhaupt seine persönliche Begabung für das Wort zutage und tat sich in Rede — auch öffentlicher — und Schrift (freilich nur brieflich-privater oder für einen Freundeskreis bestimmter) kund.“ (SbS., 3—4.)

O. J.s Vater war kurz nach der Niederlage Österreichs bei Königgrätz (1866), die nicht nur zur Verstärkung der ungarischen Opposition und zum Ausgleich mit Ungarn (1867), sondern auch zur Entstehung der sogenannten Doppelmonarchie geführt hatte, nach Wien gekommen. Im selben Jahr wurde der „Erste Wiener Arbeiterbildungsverein“ gegründet und kein volles Jahr danach kam es zur Bildung der Sozialdemokratischen Partei Österreichs (1868). Die Führer der tschechischen Opposition riefen nach Selbständigkeit der Länder der böhmischen Krone, die großbürgerliche Partei der Deutsch-Liberalen, „die auf wirtschaftlichem Gebiet die Grundsätze des freien Wettbewerbs, der freien Entwicklung der Wirtschaft, ohne jede staatliche Einmischung vertrat und dafür dem Land unbeschränktes Wohlergehen versprach“, gleichzeitig aber gegen die Erweiterung des Wahlrechts mit der Erklärung auftrat, „daß man auf diese Art die Deutschen den Tschechen ausliefern würde“, genoß trotz ihrer unsteten Haltung immer noch ein gewisses Ansehen im Lande⁸. Für den

⁸ Vgl. hierzu Eva Priester, Kurze Geschichte Oesterreichs. Aufstieg und Untergang des Habsburgerreiches (Globus-Verlag, Wien 1949), Kap. VI, S. 431 u. 436.

angehenden Kaufmann Edmund Jellinek war es die Soll-und-Haben-Zeit, die Periode großer Unternehmungen und Chancen, ungewohnter Pracht und Herrlichkeit, hinter der sich jedoch auch sehr viel Armut und Elend verbarg. Bereits 1873 wurde der Gründerelan von einer großen Krise befallen, „in der Tausende ihr Vermögen verloren hatten, in der Fabriken und Banken krachten, Gewerbetreibende zugrundegingen, Arbeiter arbeitslos wurden . . . eine Krise, die, wie alle solche Krisen, von einer Unzahl von Skandalen und Korruptionsaffären begleitet war, von denen nicht wenige in gefährlicher Nähe des Ministeriums ausbrachen oder endigten. Diese Krise gab den ohnehin diskreditierten Liberalen den Rest“⁹.

O. J.s Vater hat nach und nach nicht nur die Hauptstadt des Habsburgerreichs, Wien, sondern fast das ganze damalige Österreich kennengelernt, das er als noch sehr junger Mann im Auftrag seiner Firma bereiste, und dies mag mit dazu beigetragen haben, daß sich in ihm eine Art österreichischen Gesamtgefühls ausgeprägt hat. Zu seinem Lieblingsdichter wurde denn auch der österreichische Klassiker Franz Grillparzer. Er blieb etwa 10 Jahre in Wien, dann übersiedelte er mit seinem Bruder und mit seiner Mutter (die dort bei ihren Söhnen gelebt hatte) nach Brünn. Hier gründeten sie zunächst ein Tuchkommissionsgeschäft, dann die erste österreichische Trikotagenfabrik und schließlich mit einem Kompanion die Tuchfabrik Jellinek & Seidl. Im Jahre 1881 trat Edmund Jellinek der Schlaraffia „Bruna“ bei, einer Vereinigung, die sich — nach den Worten seines Sohnes Oskar (vgl. SbS., 5) die Pflege der Kunst, des Geistes, des Humors und vor allem der Freundschaft zum Ziel gesetzt hatte und der er eigentlich bis zu seinem Tode (10. 11. 1931) angehört hat. Schon in den ersten Jahren seiner Mitgliedschaft schrieb er für die Schlaraffia eine Parodie auf Schillers „Räuber“, die den Titel „Die Schnapper“ führte und in der Brünner Turnhalle zweimal zur Aufführung gelangt war. Diese Arbeit trug ihm den Namen „Perkeo der Dramatische“¹⁰ ein. Sechs Jahre lang bekleidete Perkeo auch das höchste Amt der Schlaraffia Bruna, nämlich das des Oberschlaraffen der Kunst, das ihm reichliche Gelegenheit bot zu schwungvoller Rede, liebenswürdigem Humor und schlagfertigem, doch niemals verletzendem Witz. Das Jubiläum seines fünfzigjährigen Schlaraffentums in Brünn im April 1931 gestaltete sich zu einer glänzend-geistreichen Kundgebung.

Die charakterlichen Eigenschaften des Vaters haben den Sohn Oskar ohne allen Zweifel in entscheidender Weise beeinflußt und seinen eigenen Charakter unverkennbar mitgeprägt. Der Dichter hat das Verhältnis zu seinem Vater schon als Zwanzigjähriger in dem folgenden Gedicht festgehalten:

*In meines Vaters blauen Güte-Augen
Liegt eine Welt von Güte und Verstehen,
Ein Wehmutswissen um die Niederungen,
Doch auch ein Abglanz von des Lebens Höhen.*

*Und will sich meiner Jugend Auf und Nieder
Je allzustolz und allzuhäufig blähen,*

⁹ Ibidem, S. 436.

¹⁰ Perkeo war der Zwerg und Hofnarr des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz (1716—1742); vgl. Lion Feuchtwanger, *Centum opuscula* (Greifenverlag zu Rudolstadt, 1956), Anm. 77, S. 626.

*Dann sind es seine lichten Heiterkeiten,
Die mich zurück zum Weg der Klarheit leiten,
Und ich muss reuig ihm ins Auge sehen.*

(O. J. „Läuterung“ — 1906)

Über O. J.s Mutter Leontine erfahren wir aus der Selbstbiographischen Skizze (S. 6—7) folgendes:

„Meine Mutter hat mich und meine drei jüngeren Geschwister streng erzogen. Sie selbst hat immer strenge Anforderungen hinsichtlich dessen an sich gestellt, was sie als ihre Pflicht erkannt hatte. Sie ist eine lebenskundige, sehr temperamentvolle Frau, die den Wert des gesellschaftlichen Zusammenhanges zwischen den Menschen stets richtig einschätzte und ausgesprochenen Sinn für bürgerlich-gastfreundliche Repräsentation besitzt. Während ich diese Zeilen schreibe, bin ich selbst mit meiner Frau Gast in ihrem Hause, — eine von ihrer unermüdlchen Liebe umhegte Station auf unserer Fahrt ins Ungewisse, die der Umbruch in Österreich verursacht hat. Sie trachtete stets, ihr Gefühl für feine Sitte, für formale Schulung und Bildung auf uns Kinder zu übertragen. Weder sie noch mein Vater stellten je die Wichtigkeit des Materiellen in den Vordergrund, erstaunlich genug für das Haus eines Kaufmannes und Industriellen, immer hoben sie die Bedeutung geistigen Gutes und den Wert der Bildung hervor. Meine Mutter suchte und fand die Richtlinien für ihr Tun und Lassen stets in sich selbst, der Beifall der Anderen galt ihr nichts. Ihre Energie und ihre Arbeitskraft sind sehr groß. Als im Jahre 1918 meine ältere Schwester „gemeint ist Helli — KK) starb, übernahm meine Mutter die Erziehung des hinterbliebenen sechsjährigen Töchterchens¹¹. Sorgsam sammelte sie, was von mir und über mich erschienen ist. Als ich vor einigen Jahren im Radio Wien aus meinen Werken vorlas, versammelte sie einen Kreis von Freundinnen um sich, denen sie vor Beginn dieser Vorlesung aus dem ... handschriftlichen Band meiner Jugendgedichte vorlas. An ihrem 70. Geburtstag (d. h. am 1. Feber 1935 — KK) sprach ich einen Toast, aus dem ich 3 Strophen hierhersetze:

*Du stammst noch aus der großen Zeit der Mütter,
Der Gattinnen, der Strenge und der Pflicht,
Nur Deinen Nächsten lebend, wohl und bitter,
Auslöschend Deines eignen Selbstes Licht.*

*Doch eben darum strahlt es um so reiner
In dieses Augenblicks gewölbten Sinn,
Und jeder unter uns wird kleiner,
Denkt er zu Deines Wirkens Beispiel hin.*

*Und was wir überreich von Dir empfangen,
An Atem, Hege, Liebe, Kinderglück,
Das leuchtet heut, vom Herzen aufgefangen,
Mutter, in Dein's, als unser Dank zurück.“*

Die ersten drei Jahre seines Lebens verbrachte Oskar in seinem Geburtshause in der Josephstadt Nr. 35; nach der Geburt der Schwester Helli, die während eines Sommeraufenthaltes in Königfeld zur Welt kam, übersiedelte die Familie Jellinek in die Schmerlingstraße Nr. 13 (später: Legionárská, heute: třída kpt. Jaroše), wo Oskars Bruder Fritz und Schwester Valli geboren wurden. Dort

¹¹ Gerda Königsgarten, Jellineks Nichte, Tochter seiner älteren Schwester Helli, die am 18. Oktober 1918 an der spanischen Grippe starb, und seines Schwagers Ludwig Königsgarten, der im Konzentrationslager Auschwitz zugrunde ging.

wohnten die Jellineks bis zum Jahre 1898, in dem sie eine neue Wohnung in der Van der Straß-Gasse Nr. 5 (heute: Gymnasijní) bezogen, wo sie dann volle 33 Jahre, also bis 1931 (wahrscheinlich bis zum Tode des Vaters), verblieben. Nach dem Tode ihres Gatten übersiedelte die Witwe in das Haus Nr. 18 auf dem Winterhollerplatz (heute: Náměstí 28. října).

In die Selbstbiographische Skizze sind auch einige Kindheitserinnerungen O. J.s eingegangen, die u. a. auch so manchen Fingerzeig für den späteren Dichter enthalten:

„Mein Vater sagte mir einmal, daß das erste Wort, das ich sprechen konnte, „Haus“ war. Ich erinnere mich, noch in vorschulpflichtigem Alter gewesen zu sein, als er mir Schillers „Glocke“ vortrug und mir Schiller als „großen Dichter“ bezeichnete — dies machte tiefen Eindruck auf mich und beschäftigte mich sehr als etwas Feierliches. Ich erinnere mich auch, daß ich bald darauf meinen Vater fragte, ob es auch noch lebende Dichter gebe. Er nannte mir Wilbrandt. Als Siebenjähriger wünschte ich mir, selbst ein Dichter zu werden. — Ich sehe mich mit diesem Wunsche in der Schmerlingstraße vor mir. Ich stellte mir etwas Hohes, Heiliges darunter vor und ein Gefühl der Seligkeit ergriff mich, wenn ich daran dachte. — Auch alles Landschaftliche, Naturnahe machte mich schon frühzeitig glücklich. Während ich mich in die Geborgenheiten der ersten Kindheit zurücksehnte, und es mich keineswegs nach Erwachsenen verlangte, strebte meine Sehnsucht stets über die Stadtgrenzen hinaus ins Freie der Natur. Wohl machte mich auch ein Park wie der Augarten glücklich, der ein Stück gepflegter Natur war und zugleich die Empfindung umhegter Geborgenheit schenkte. Alle Brüner sind entweder Spielberg-, Glacis- oder Augarten-Kinder. Ich war ein Kind des Augartens und bin es dankbar geblieben. Jetzt, bei der Wiederkehr nach Jahrzehnten, die leider keine Heimkehr sein darf, empfinde ich es, so oft ich ihn betrete — wieder auf das Tiefste und Schmerzlichste, wie sehr er der glückumhauchte Wiesenraum meiner Kindheit, der von Sehnsucht umfangene, von der Hoffnung auf Großes durchrauschte, vom Lichte der Zuversicht durchstrahlte Garten meiner Jugend gewesen ist. — Später liebte ich auch Abendspaziergänge auf den damaligen Schwarzen Feldern leidenschaftlich: über Äcker ins Ferne schauen, Glück und Sehnsucht zugleich, ist mir früh teuer geworden, und heute, wie einst, kann ich mich nur schwer davon losreißen, wenn es mir beschieden ist. Mit den tschechischen Dörfern in der Umgebung Brünns kam ich auf Sonntagsausflügen mit meinen Eltern sehr bald in Berührung, ihre Grundstimmung, das Bild und der Tonfall ihrer Menschengruppen, deren farbiges Aufleuchten auch in der Stadt zu sehen war, senkten sich mir ein und übten auf mich eine mir kaum bewußte Wirkung, die — als Erinnerungsgut — erst viel später hervorbrach. (SbS., 6.) In Schimitz (Židenice) wohnten übrigens Verwandte von uns. Selbstverständlich betreffen diese Kindheits-, Knaben- und Jünglings-Eindrücke auch das Wranauergebiet (Vranov), die geheimnisvolle Punkva, die Macocha, die Dörfer Obřany, Adamstal (Adamov) wie wir es damals nannten, Bilowitz (Bilovice), Kiritein (Křtiny), Lelekowitz (Lelekovice) u. s. w., diese Landschaft, die so starke Eigenart hat, daß es nicht nötig wäre, ihr durch die Bezeichnung „Mährische Schweiz“ einen falschen Vergleich aufzunötigen. Aber Mähren war damals noch eine Taste in der reichen Klaviatur des alten Österreich. Der Kulturblick der deutschbürgerlichen Bevölkerung Brünns war nach Wien gerichtet, und auch meine Sehnsucht, entzündet durch die begeistertsten

Erzählungen meines Vaters, richtete sich dorthin. Als ich sieben Jahre alt war (1893), nahmen wir Sommeraufenthalt in Ischl, dem Hauptort des oberösterreichischen Salzkammergutes, ich sah zum erstenmal die Welt hoher Berge, das Reich der Alpen.

Weitere Knabensommer verbrachte ich mit meinen Eltern in Lomnice bei Tischnowitz (Tišnov) und zwei — in Mokrá hora bei Rečkovice. Im Salzkammergut wurde noch öfter gesommert (dem kleinen Nussensee widmete ich als Dreizehnjähriger mein erstes Gedicht), besonders in St. Wolfgang, dessen heiterer See mir ebenso unvergeßlich teuer wurde wie das Semmeringgebiet und das deutsche Südtirol, in dessen italienischem Teil ich mich später während des Weltkrieges lange aufhielt.“ (SbS., 7—9.)

Die Volksschule absolvierte O. J. mit Ausnahme der I. Klasse, für die ihm wegen noch nicht schulpflichtigen Alters Privatunterricht erteilt worden war, in der Übungsschule der Lehrerbildungsanstalt in der Schmerlingstraße (Lehrer: Pohl). Im Herbst 1896 trat er dann in das Erste deutsche Staatsgymnasium ein, wo er am 6. Juli 1904 mit sehr gutem Erfolg die Reifeprüfung ablegte. Im Gymnasium war er seinem eigenen Geständnis zufolge — ein mehr ungleichmäßiger als mittelmäßiger Schüler, wenn er auch manche schlechte Note erhielt. Eigene Gedankengänge und Gefühlsströmungen kreuzten oft die zur Bewältigung des Lernpensums nötige Arbeit und Aufmerksamkeit. Daher mancher Konflikt in der Schule, mancher bittere Augenblick, manches Bangen und manche Aufregung, die ihm lange in Erinnerung blieben. Erst im zweiten Semester der Oktava brachte er es zum Vorzugsschüler. Wenn sich O. J. auch keineswegs so scharf mit der Schule seiner bürgerlichen Ära auseinandergesetzt hat, wie z. B. Hermann Hesse in seiner Erzählung „Unterm Rad“ oder die kritischen Realisten der Jahrhundertwende (Thomas Mann, Heinrich Mann, Frank Wedekind, Emil Strauß u. a.), so stand er ihr dennoch nicht kritiklos gegenüber, wie dies aus einigen seinen wohlbegründeten Bemerkungen zum Thema: Lehrer — Schüler zu ersehen ist. Die Nachfolger seines vortrefflichen Lateinlehrers und Klassenvorstandes in der Prima, Franz Bauer, der nach O. J. zu jenen wirklichen Lehrern gehörte, „die nicht bloße Kenntnisvermittler sind, sondern schon durch ihre Persönlichkeit das vorstellen, was sie vortragen“ — „entrieten leider der Gabe, uns die Atmosphäre der klassischen Sprachen fühlbar zu machen“. — „Ich hatte insbesondere niemals das Glück eines guten Lehrers des Griechischen. Fünf Jahre lang versah diesen Dienst bei uns ein sicherlich gewissenhafter Lehrbeamter (im Obergymnasium war ihm auch das Lateinische anvertraut), dem die großen Gedichte und Bücher der Antike nichts waren als eine Gelegenheit zu kleinlicher Vokabel- und Grammatikschinderei. Die harten Notwendigkeiten, mit denen die Erlernung jeder fremden Sprache verbunden ist, wurden hier von keiner Ahnung jener Welten überhaucht, deren Erschließung der hohe Sinn dieses Sprachunterrichtes war und ewig sein wird.“ (SbS., 10—11.)

O. J. gedenkt in seiner Autobiographie noch anderer Lehrer, die ihn irgendwie beeindruckten oder es verstanden haben, kraft ihres Wissens und ihrer persönlichen Eigenschaften, sein Interesse zu wecken und seine Weiterentwicklung zu beeinflussen. Außer dem Geschichtsprofessor im Untergymnasium, Julius Miklau, von stark nationaldeutschem Einschlag und ausgezeichnete Vortragskunst, dem Naturgeschichtslehrer Josef Zelenka, der auch ein Mann von glänzendem Vortrag, einprägsamer Formulierung, aber auch von drakonischen

Prüfungsmethoden war, dem Mathematikprofessor Dr. Gustav Albrecht, einem Siebenbürgener Sachsen von hervorragenden Kenntnissen, dem O. J. nachrühmt, daß er bei irgendeiner Gelegenheit die Legende vom „immer heiteren Goethe“ zerriß, war es vor allem sein Deutschlehrer im Obergymnasium, Max H a n s m a n n, der von allen Lehrern die feinsten und angenehmsten Umgangsformen besaß. „Er lenkte unseren Blick — über das damalige offizielle Pensum hinweg — auf die neueren Erzähler: Storm, Keller, Meyer, Raabe (den alten Fontane, der sich zur jungen Generation geschlagen hatte, lernte ich erst später kennen und sehr lieben). Er gestattete aber auch, daß über die jüngste Literatur gesprochen werde, die damals vom Naturalismus her ihre starken Impulse empfangen hatte. In den Redeübungen, die dazumal in der Septima und Oktava gehalten werden durften, figurierten bei uns die neuesten, zum Teil noch unstrittenen, Führer des damaligen modernen Dramas: Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann, der Brünner Philipp Langmann und — von mir als Thema erwählt — Otto Erich Hartleben.¹² Um darzutun, daß dieses Dichters damals vielgespielte Tragödie „R o s e n m o n t a g“ den aristotelischen Forderungen entspreche, verlas ich einen fingierten Brief Lessings an mich. In anderen Redeübungen hatte ich die „Geschichte des deutschen Lustspiels im 19. Jahrhundert“, „Schiller und Kant“ aus dem Stegreif und „Storm als Lyriker“ besprochen. Gegenstand „unserer schriftlichen Maturitätsarbeit war „Rom, die ewige Stadt“ (SbS., 12—13.)

Mit Anerkennung gedenkt O. J. seines ehemaligen Religionslehrers Dr. Max Grünfeld, der sich auch schriftstellerisch betätigte und u. a. Beachtenswertes zur Geschichte der Juden in Mähren beigezeichnet hat.¹³ Seine Kenntnisse waren universell, er war übrigens auf Grund der abgelegten Lehramtsprüfungen befähigt, Deutsch und Geschichte zu unterrichten. Dr. Grünfeld hielt auch die Predigt beim Schulgottesdienst. O. J.s Bruder Fritz folgte ihrem Gedankengang immer mit größter Aufmerksamkeit und wußte schon als Zwölfjähriger in der dem Gottesdienste folgenden Religionsstunde den Inhalt der Predigt wiederzugeben. „Er bewies damit zum erstenmal seine ausnehmend große geistige Begabung und seinen Sinn für die höheren Dinge des Judentums. Er verstand es später, den ihm vorgezeichneten Beruf des Industriellen mit intensiver publizistischer und schriftstellerischer Tätigkeit in hervorragender Weise zu verbind-

¹² Mit den hier genannten Autoren, vor allem mit Gerhart Hauptmann, dem O. J. bis an sein Lebensende die Treue hielt, hatte er sich auch später wiederholt befaßt. Seine Bewunderung für G. Hauptmann war ohne Vorbehalt: auch die schwächeren Stücke fanden seinen Beifall.

¹³ Dr. Max Grünfeld schrieb u. a. eine Reihe von kulturhistorischen und literarwissenschaftlichen Artikeln für den Brünner „Tagesboten“ und „Mährisch-Schlesischen Korrespondenten“ und gab als Mitarbeiter an dem belangreichen Kollektivwerk „Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart“ (Jüdischer Buch- und Kunstverlag, Brünn 1929, das unter dem Namen des Brünner Journalisten und Leiters dieses verdienstvollen Unternehmens, Hugo C o l d, herausgegeben wurde, einen aufschlußreichen Abriß der jüdischen Kulturgeschichte bis in die Gegenwart. H. Gold ist heute der Herausgeber und Chefredakteur der im Verlag „O L A M E N U“ — Tel-Aviv, P. O. B. 3002 (Israel) vierteljährlich erscheinenden „Zeitschrift für die Geschichte der Juden“, in deren Doppelnummer 1—2, Jg. 1965, die drei nachstehenden Werke von H. Gold vorangezeigt sind: 1. Gedenkbuch der untergegangenen Judengemeinden in der Tschechoslowakei (I. Bd. Böhmen — Mähren — Schlesien, II. Bd. Slowakei — Karpatorus), 2. Jahrbuch für die Geschichte der Juden in Oesterreich (Tschechoslowakei), 3. Geschichte der Juden in Wien.

den und seinen originellen Erkenntnissen auch dichterischen Ausdruck zu verleihen“ (SBS., 13—14).¹⁴

Festliche Stunden der ersten Bekanntschaft mit der Zauberwelt der Bühne bereitete Oskar das Brünner Stadttheater, das unter der Leitung des Direktors C. Lechner und seines Stellvertreters Gustav Bondy ein Ensemble von sehr guten Darstellern besaß, von denen so mancher gelegentlich nach Wien hinüberwechselte. Wie nachhaltig das Theater den Knaben und Jungen Oskar

¹⁴ Oskar J.s Bruder Fritz, Industrieller und Mitinhaber der Firma Jellinek & Seidl in Brünn bis zum Jahre 1938, in dem er nach London emigrierte, war auch schriftstellerisch tätig. Außer dem im Züricher Europa-Verlag erschienenen Buch „Die Krise des Bürgers“, in dem er an den bestehenden Zuständen scharfe Kritik übt, gab er 1938 im Züricher Verlag Oprecht & Helbling sein „Dramatisches Skizzenbuch aus alter, aus neuer, aus neuester Zeit“ heraus, das nicht nur von seinem dramatischen Talent zeugt, sondern auch dadurch interessant ist, daß sich der Autor darin um verschiedene Kunststile bemüht. Das Skizzenbuch umfaßt im ganzen 6 Stücke:

1. Der Bettler — Dramat. Dichtung in einem Akt (Nach Vorbild von Form und Geist der Klassik). Verfaßt 1922.

2. Aus Cäsars Lenden — Drama in einem Vorspiel und einem Akt. (Naturalistisch). Verfaßt 1923.

3. Das Girl von Orléans — Satiristische Zeitkomödie in einem Akt. (Impressionistisch). Verfaßt 1924.

4. Die bessere Welt oder Ferne, Fahrt, Fährtis, Freiheit — Ein Spiel von den Lebensdingen unserer Tage in fünf Bildern (Bühnenmäßige Darstellung von Problemen der Zeit). Verfaßt 1926/27.

5. Der Sprung über die Mauer — Schauspiel in drei Akten. (Versuch einer dramatischen Gestaltung sozialer und gesellschaftlicher Erscheinungen in der Weimarer Republik). Verfaßt 1932.

6. Wir eröffnen ein Geschäft — Komödie in drei Akten. (Expressionistisch, ein Blick auf die Möglichkeiten evolutionärer Gesellschaftsgestaltung durch Kultur und Idee, enthaltend „Das große Geldtheater“, ein Bühnenspiel im modernen Barock). Verfaßt 1934. (Offensichtlich eine Anspielung auf das bei den damaligen Salzburger Festspielen aufgeführte „Salzburger große Welttheater“ von Hugo von Hofmannsthal.) — Trotz dem liberal-konservativen Standpunkt Fritz Jellineks, der gleich im Vorwort zu seinem Dramatischen Skizzenbuch zum Ausdruck gelangt („Hier wie dort, in der Literatur wie in der Politik, vermag der Umbruch nichts am Inhalt der Lebensdinge ändern(!), nur der äußeren Formung ihres Aussehens dient er als Wegbereiter...“, S. 7), wird sich der Autor dennoch der Unhaltbarkeit der bürgerlichen Welt bewußt, wenn er sich im weiteren wie folgt äußert: „...Aber das, was sich seit etwa zwei Jahrzehnten im Bühnenleben des deutschen Sprachkreises darbot, hatte doch weder mit der Komponente des Zeitgeschehens noch mit jener des allgemeinen dramatischen Gestaltungsvermögens auch nur das geringste gemein; was hier gezeigt ward — bezweckte nichts anderes, als einem von materiellen Sorgen zermürbten Publikum vorzutauschen, es gäbe noch jene Gesellschaftswelt bürgerlicher Struktur, deren Herrschmacht im staatlichen, im sozialen und im ökonomischen Bezirk so bedingungslos fest verankert sei, daß ihre Angehörigen aus einem gewissermaßen selbstverständlichen und natürlichen Daseinszustand heraus irgendwelche private Vorkommnisse — das Techtelmechtel eines jungen Ingenieurs mit der Gattin eines Industriekapitäns, die Neigung eines Schulleiters zu einer Abiturientin, das Verliebtheitssein eines älteren, berufstätigen Mädchens in den Bräutigam der jüngeren, von ihr erhaltenen Schwester — notwendiger —, ja zwangsläufiger Weise, nicht nur als eigentlichen Sinn und Inhalt des Lebensgeschehens überhaupt betrachten müßten, sondern auch in ihrer Gesamtheit überzeugt davon wären, daß diese läppischen Kinkleritzchen den eigentlichen Gegenstand des gesellschaftlichen Beziehungslebens bilden. Somit wären sie auch geeignet und berufen, das repräsentative Thema vorzustellen, um das das politische Schrifttum, vornehmlich auch in dessen dramatischer Spielart, seine gestaltende Tätigkeit zu entwickeln hätte!

Schon die regiemäßige Aufmachung des verdummenden Treibens, das da geübt wurde und wird, enthüllt das bewußte Heuchlertum, mit dem ein solch wichtiges Bildungs- und Kulturmittel, wie die Schaubühne, zur Stätte übelster Illusionistik gemacht wird(!)“.

beeindruckt hat, das ist der folgenden Stelle der Autobiographie zu entnehmen:

„Als Vierjähriger kam ich mit meinen Eltern zum erstenmal ins Theater — es war eine Nachmittagsvorstellung, man gab die Operette ‚Der Mikado‘. Als der Vorhang aufging, hielt ich die auf der Bühne stehenden ‚Japaner‘ für Puppen und war verblüfft, als sie begannen sich zu bewegen und zu singen. — Als Zehnjähriger sah ich das erste klassische Stück ‚Die Räuber‘. Die erste Oper, die ich hörte, war der ‚Freischütz‘ mit dem später weltberühmt gewordenen Tenor Leo Slezak in der Titelrolle.“

Auch die wirklichen großen Protagonisten des Burgtheaters lernte O. J. noch in Brünn kennen, da Direktor Lechner an den beiden Weihnachtsfeiertagen in der Regel einen der großen Burgschauspieler gastieren ließ. „So sah ich,“ bekundet er in seiner Autobiographie, „Sonnenthal als Wallenstein (ich wußte die Dichtung schon als Zwölfjähriger fast auswendig) und Nathan, sah Bernhard Baumeister, den damals größten deutschen Schauspieler, als unvergleichlichen Erbförster — eine Leistung, die ebenso in die Geschichte der deutschen Schauspielkunst gehört, wie die Tragödie Otto Ludwigs einen Platz in der Geschichte des deutschen Dramas einnimmt. Auch jenen Schauspieler, der später die größte Wirkung auf mich ausüben sollte, so daß ich ihn den Schauspieler meines Lebens nennen darf, Josef Kainz, lernte ich als Vierzehnjähriger — zunächst in Brünn kennen. Er war soeben aus Berlin an das Wiener Burgtheater gekommen, dessen langsam verbleichender Größe er der letzte Kronanwalt wurde. Damals in Brünn gastierte er als Hamlet.“

Im nächsten Jahr, in den Ferien zwischen Quinta und Sexta, führte mein Oheim Dr. Hugo Bachrich, der Bruder meiner Mutter, mich ins Burgtheater selbst. Es war, glaube ich, am 1. und 2. September 1901, ich sah von der vierten Galerie ‚Iphigenie‘ mit der Hohenfels und mit Kainz als Orest, und am nächsten Abend Sudermanns Einakterzyklus ‚Morituri‘; er enthält in ‚Fritzchen‘ das beste Stück des vielgelästerten Theatralikers und mächtigen Erzählers, der, wenn er seine ostpreußische Heimerde unter sich hat (wie auch in ‚Johannisfeuer‘) auf starken, wenn er aber als Sittenrichter von Berlin W auftritt, auf tönernen Füßen steht. Kainz spielte in jedem der drei Einakter die Hauptrolle. Ich möchte einen Preis für denjenigen aussetzen, der dieses Schauspielers und seiner Mitspieler Darstellung des ‚Fritzchen‘ jemals vergessen konnte. Als besonderes Erinnerungsgut aber betrachte ich das Glück, daß die erste Musik, die ich durch das hochgestimmte Instrument des Burgtheaters vernommen habe, Goethes Hohes Gedicht gewesen ist.“ (SbS., 15—17.)

Diesem so ungemein ersprießlichen Sommer 1901 hat O. J. neben den soeben geschilderten nachhaltigen Theatererlebnissen auch noch einen weiteren Lebensgewinn zu verdanken, nämlich die auf dem Semmering geschlossene Freundschaft mit dem um zwei Jahre jüngeren Wiener Paul Neumann, ohne die er sich sein späteres Leben und Wirken in Wien nicht hätte vorstellen können. Der auf gemeinsamen Sehnsüchten der beiden aufgeschlossenen und gemütsverwandten Jünglinge fußende Freundschaftsbund festigte sich mit den Jahren zur dauernden Mannesfreundschaft, der auch zeitweilige äußere Trennung zur Zeit des 1. Weltkrieges und nach den unheilvollen Ereignissen des Jahres 1938 nichts anhaben konnte.¹⁵

¹⁵ Mit dem österreichischen Schriftsteller Paul Neumann, dem Sohn eines Wiener Gerichtsrates, war O. J. seit seiner Jünglingszeit eng befreundet. Soviel ich mich zu erinnern

Während des zweiten Sommeraufenthaltes in Ischl befaßte sich der Quartaner O. J. mit einem ersten Plan zu einem Drama über das Schicksal Ludwig II. von Bayern, zu dem ihn die Lektüre des Romans „Gipfel und Abgrund“ von Gregor Samarow¹⁶ angeregt hatte. Aber schon nach den ersten niedergeschriebenen Szenen gab er die Weiterarbeit auf, da er ernste Zweifel hegte, ob die Zensur ein solches Drama überhaupt zulassen würde. Auch ein weiterer Plan, mit dem er sich damals trug, nämlich ein Festspiel „Ibsens siebzigster Geburtstag“ zu schreiben, blieb allem Anschein nach unverwirklicht. Das geplante Festspiel sollte in der Ischler Sommerwohnung aufgeführt werden und O. J. wollte selbst den Ibsen spielen. Er lernte in diesem Sommer den Wiener Gymnasiasten Ernst Kurth kennen, der ein leidenschaftlicher Besucher des Burgtheaters war (er wurde später Professor der Musiktheorie an einer Schweizer Universität) und sollte in dem Stück die Rolle des Theaterdirektors übernehmen. In J.s Gymnasiastenzeit fällt noch ein dritter dramatischer Versuch, diesmal ein einaktiges Lustspiel in französischer Sprache, das er mit Hilfe seiner Französischlehrerin, der Schweizerin Marie Schupbach, in Angriff nahm und auch beendete. Da es das einzige Lustspiel ist, das O. J. je geschrieben hat, sei hier kurz sein Inhalt angeführt: Ein Historiker will die Briefe der Josephine Beauharnais an Napoleon herausgeben und hat sich zu diesem Zwecke Kopien davon machen lassen. Seine Frau findet sie in seiner Schreibtischlade und hält sie für Liebesbriefe, die an ihren Gatten gerichtet sind. Daraus entsteht eine Konfliktszene — bis sich zu guter Letzt alles aufklärt, und Madame ihrem Manne mit dem Ruf „Oh, ce Napoléon!“ (darnach der Titel des Lustspiels!) um den Hals fällt. (Vgl. SbS., 18.)

Als Sextaner hat O. J. eine Hausarbeit über R. Wagners „Meistersinger“ zu einer kleinen Erzählung gestaltet, wohl der ersten, die er überhaupt geschrieben hat. Prof. Hansmann hat diese Arbeit mit den Worten quittiert: Jellinek hat sich zu novellistischer Rundung aufgeschwungen! Sein Erzählertalent hatte übrigens schon J.s erster Deutschlehrer in der Prima, Franz Bauer, erkannt, der ihn einmal bei der Nacherzählung eines Lesestückes mit den Worten unterbrach: „Die Klasse lauscht gespannt — der geborene Erzähler!“ Es ist von Interesse und für O. J. höchst bezeichnend, daß er schon damals das Erzählen immer als mündlichen Vorgang empfand, dessen schriftliche Festhaltung bloß der Bewahrung des als gesprochen Gedachten dient. (Vgl. SbS., 10.)

Seit 1898 wohnte die Familie Jellinek in der bereits erwähnten Van der Straß-Gasse, wo Oskar mit seinem jüngeren Bruder Fritz ein kleines Zimmer

weiß, ist der Dichter während unserer gemeinsamen Gespräche in Brno zweimal auf P. Neumann zu sprechen gekommen, das einmal bei der Besprechung seiner Vortrags- und Leseabende in der Wiener Urania, die wiederholt von P. Neumann eingeleitet wurden, das anderemal anlässlich der Emigration seines Freundes nach England (1938). Ich habe versucht, mit dem sonst wenig bekannten P. Neumann über London Kontakt aufzunehmen, erhielt aber keine Nachricht.

¹⁶ Gregor Samarow, eigtl. Oskar Meding (geb. 1828 zu Königsberg, gest. 1903) wertete in einer Reihe von — heute völlig vergessenen — Romanen seine reichen Erfahrungen, die er als preußischer und hannoveranischer Staatsbeamte gesammelt hatte. Er schrieb neben dem immensen Romanzyklus „Um Szepter und Kronen“ (20 Bände!), 1872, noch viele weitere Romane, z. B. „Die Römerfahrt der Epigonen“, „Europäische Minen und Gegenminen“, „Die Saxoborussen“ sowie den von O. J. erwähnten Roman „Gipfel und Abgrund“. — Vgl. Anselm Salzer, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“, Bd. III, S. 1863.

zusammen innehatten, dessen einziges Fenster auf den Winterhollerplatz hinausging. Dieses Zimmer war mit dem notwendigen Mobiliar versehen. Auf Oskars Schreibtisch stand eine kleine Marmorbüste Schillers und Goethes, an der Wand hing in der Mitte ein großes Ovalbild Schillers, um das herum gleich große Bilder Goethes, Shakespeares, Heines und Uhlands gruppiert waren nebst einer Reihe kleinerer Ovalbilder anderer Dichter. Dazu gesellte sich ein schön gerahmtes Bild Joseph Viktor Scheffels, der eine Zeitlang Oskars Lieblingsdichter war und dessen „Ekkehard“ er zu „den nicht allzuvielen Kostbarkeiten deutscher Anmut“ zählte. Dieses Bild war ein Geschenk vom Vater seines Freundes Paul Neumann. Auch Ansichtskartenbilder berühmter Zeitgenossen schmückten die Wand, so das des Wiener Volksstückdichters C. Karlweis mit dem faksimilierten Satz: „s dauert alles nur a Weil!“ von dessen lächelnder Weisheit sich Oskars Vater so angesprochen fühlte, daß er es zu einer Art Wahlspruch für sich erhob. Neben Karlweis befand sich das Bild Bernhard Baumeisters, gleichfalls mit einem Spruch versehen, „einem Ausspruch des großen Menschendarstellers,“ der den damals ebenso lebhaften wie müßigen Streit, ob die Kunst mehr dem „Schönen“ oder dem „Wahren“ zu dienen habe, durch den baumeisterlichen Satz erledigte: „Nichts ist schön, was nicht wahr ist!“

In diesem Zimmer empfing Oskar vornehmlich am Sonntag-Nachmittagen seine Schulkollegen Felix Ranzel und Gustav Weigl, um mit ihnen klassische Stücke zur „Aufführung“ zu bringen. Ranzel war ein glühender Verehrer des damaligen Heldendarstellers am Brünner Stadttheater, Heinrich Machold, dessen norddeutschen Tonfall er begeistert nachahmte. Er wurde später Frauenarzt.

Im Elternhause war O. J. von harmonischem Familienleben umgeben. Besonders beim Abendessen war die ganze Familie beisammen und zu friedlichen Abendgesprächen vereint. Der Vater berichtete oft von seinen letzten Theater-eindrücken in Wien, wohin ihn häufige Berufsreisen führten und wo damals bereits das Berliner Brahm-Ensemble zu gastieren begann, jene berühmte Kampftruppe, die Ibsen, Hauptmann und die ihnen nahestehenden Dramatiker propagierte und zum Siege führte. „Von ihm,“ sagt O. J. in seiner Selbstbiographischen Skizze, „hörte ich zum erstenmal von Bassermann, dessen Darstellung eines Häringfischers in Heijermans' „*Hoffnung auf Segen*“¹⁷, der die Augen der toten Häringe auf sich gerichtet fühlt, er uns Kindern beim Nachtmahl plastisch schilderte. In Berlin sah er eine der ersten Aufführungen des „*Hannele*“, das er sofort für eine unsterbliche Dichtung erklärte, während viele Literaturlehrer und Literaturkritiker seiner Generation die Werke Gerhart Hauptmanns — in Grund und Boden verdammt. Den Aufstieg Gerhart Hauptmanns, von dem ich in meinem Elternhause auch sonst oft hörte, verfolgte ich mit glühendem Interesse schon lange, ehe mir gestattet war, Aufführungen seiner Werke zu besuchen. Ich erinnere mich noch des Abends, da meine Eltern von der Erstaufführung der „*Versunkenen Glocke*“ im Brünner Stadttheater zurückkehrten — und auch jenes Abends, da ich im Bett ihrer Rückkehr aus

¹⁷ Hermán Heijermans (*1864) beschrieb in seinem naturalistischen Drama „*Ghetto*“ (1898) das Leben der niederländischen Juden und errang vorübergehend einen starken Erfolg mit seiner naturalistischen Schiffertragödie „*Op Hoop van Zegen*“ (Hoffnung auf Segen), 1900. — Vgl. Bruno Busse, *Das Drama*, Bd. III — Von der Romantik zur Gegenwart. In: *Aus Natur und Geisteswelt*, Bd. 289 (Verl. G. B. Teubner, Leipzig u. Berlin 1914).

der Premiere des „Bartel Turaser“ des bis vor kurzem noch unbekannt gewesenen Philipp Langmann¹⁸ gespannt entgegenharrte.“

„Ich habe den Werken Gerhart Hauptmanns, den vollstarken der früheren Zeit und den in ihrer skizzenhaften Blüte innerlich nicht minder vollendeten späterer Jahre (wie eben „Schluck und Jau“, „Griselda“, „Kaiser Karls Geisel“, „Michael Kramer“ und anderen) die Treue gehalten bis zum heutigen Tage. Die schmerzliche, enttäuschende Haltung, die der Dichter nach dem letzten Umbruch in Deutschland — über die Notwendigkeit hinaus — an den Tag gelegt hat, vermag daran nichts zu ändern. Mir ist die zuckende Linie „Woyzek — Nachtsyl — Fuhrmann Henschel“, die den einfachen Menschen aus verwirrender Tiefe zum tragischen Helden erhebt, nicht minder teuer, als der unbegreiflich-herrliche Höhenweg „Iphigenie — Tasso“. Ich erblicke im „Fuhrmann Henschel“ das Gipfelwerk des dichterischen Naturalismus, die vollkommendste Erfüllung seiner Forderung nach einer aus dem Milieu hervorwachsenden Tragik „irgendeines Menschen“, die hier umso tiefer ergreift, als sie mit antik-schicksalhafter Wucht einem Edlen den Untergang bereitet. In den „Webern“, der anderen großen Milieutragödie, sind es nicht „irgendwelche Menschen von der Straße“, sondern es ist eine sozial betonte, durch ihre revolutionäre Aktivität politisch herausgehobene und dadurch historisch gewordene Masse.“

Wie ernst es O. J. darum ging, seine Ansichten über Gerhart Hauptmann gegen seine Widersacher zu verfechten, erhellt zur Genüge aus den von rechtem Groll diktierten Schlußsätzen zu den eben angeführten Ausführungen:

„Aggressivität gehört nicht zu meinen Eigenschaften. Das Treibhaus der letzten Wiener Vorkriegsjahrzehnte wäre auch gar nicht dazu angetan gewesen, solche Triebe zu züchten. — Aber ich erinnere mich jener Stunden im Wiener Stadtpark, wo ich mit dem Plane umging, nach Berlin zu fahren, um den dortigen Theaterreferenten einer Wiener Zeitung, der die Werke Gerhart Hauptmanns regelmäßig hämisch herabsetzte und ein teils stupid, teils böswillig verzerrtes Bild von ihnen entwarf, zu züchtigen. Ob ich diese Absicht ausgeführt hätte, wenn ich im Besitze des nötigen Reisegeldes gewesen wäre, weiß ich nicht. Aber daß ich diesen Plan ganz gegen meine Gemütsart fassen konnte und daß seine Ausführung unzweifelhaft die Zustimmung des größten Teiles der damaligen jungen Generation gefunden hätte, zeigt, daß uns nichts höher stand und nichts verteidigungswürdiger erschien als die Heiligkeit der Kunst.“ (SbS., 20—22).

Nach der Reifeprüfung unternahm O. J. mit seinem Vater eine Maturareise nach Deutschland. Die Route führte durch die folgenden deutschen Städte: Nürnberg, Rothenburg, Frankfurt, Wiesbaden, Rheinfahrt bis Köln, Heidelberg, Stuttgart, München, Augsburg, Chiemsee — und fand ihren Abschluß in Sankt Wolfgang bei den übrigen, dort zur Sommerfrische weilenden Mitgliedern der Familie Jellinek. Auf der Hinreise lernte Oskar seine künftige Quartiergeberin, Frau Hedwig Frankfurter, kennen, die fürderhin über allen seinen Studienjahren als mütterliche Freundin walten sollte und mit der er bis zu ihrem Lebensende in freundschaftlichem Verkehr blieb.

¹⁸ Philipp Langmanns (*1862 zu Brünn, †1931 in Wien) soziales Drama „Bartel Turaser“ (1897) ist eigentlich eines der ersten naturalistischen Dramen, das in der österreichischen Literatur Wirkung erreicht hat. Es wurde auch bald nach seinem Erscheinen von Karel Zelenský ins Tschechische übersetzt.

Den Aufzeichnungen der Selbstbiographischen Skizze zufolge (S. 27) unternahm O. J. noch am Vorabend seines Abganges nach Wien einen Abschiedsspaziergang über die Schwarzen Felder, der ihn zu dem nachstehenden ersten Gedicht (wenn man von einigen früheren, Grillparzer nachempfundenen Versen absieht) inspiriert hat:

LIEDLAND

*Oft träum' ich mir ein fernes, buntes Land,
Wo statt der Blumen lauter Lieder blühen,
Wo jeder Kelch, der sich der Erd' entwand,
Ein Träger ist von goldenen Melodien,*

*Wo statt der Rosen sinnliche Gedichte
Und keusche Verse spriessen statt Reseden,
Wo Worte wachsen, dunkle und auch lichte,
und alles duftet wie im Garten Eden.*

*Dazu die Luft so schwer und dichtungsschwanger,
Daß, wenn ein Mensch das Wunderland durchstreift,
Auf dem apollgebenedeiten Anger
Jedes Gefühl ihm gleich zum Kunstwerk reift.*

*Er muß nicht nach des Ausdrucks Glätte ringen,
Mit der Empfindung wird das Wort gezeugt,
Wer liebt, kann sich sein Liebeslied singen,
Und „Tristia“, wer da von Gram gebeugt.*

*Und doch! Wenn man den echten Dichter früge:
„Willst Du in diesem Liedland ewig sein?“
Verächtlich spräch' er, daß ein Schein hier trüge:
„Die Trauben“, sagt' er, „will ich, nicht den Wein!“*

*Im Ringen liegt des Schaffens ganze Süsse,
Empfängnis wird noch Schöpfung nicht genannt,
Drum ist Liedland, wo ihn die Kraft verließ,
Für den Poeten kein gelobtes Land.“*

(13. X. 1904)

Am 14. Oktober 1904 traf der Abiturient des Brünner Gymnasiums Oskar Jellinek in Wien ein, das ihm von diesem Zeitpunkt an für volle 34 Jahre zur Wahlheimat werden sollte. Die ersten Wiener Jahre galten dem Rechtsstudium, das nach einem Ausspruch des Dichters, auf den Pflichtteil gesetzt wurde zugunsten des Linksstudiums der Musen. Von den damaligen Lehrern der Juridischen Fakultät hat kaum einer O. J. nachhaltig beeindruckt, nur das Pflichtkolleg des Professors der praktischen Philosophie, Müllner, eines ehemaligen Priesters, besuchte er mit starkem Interesse. Was ihm die Hochschule nicht zu bieten vermochte, dafür fand er reichlichen Ersatz als begeisterter Hörer von Josef Kainz und Karl Kraus. Als Hochschüler schrieb O. J. eine Anzahl Gedichte, von denen das eine oder andere in den Wiener Zeitungen oder Zeitschriften zum Abdruck gelangte. Er machte sich ferner mit den zeitgenössischen Schöpfungen der österreichischen Kunst im weitesten Sinne vertraut, legte aber keinen Wert darauf, Anschluß zu suchen an die modernen literarischen Kreise und Strömungen, sondern lebte im Gegenteil meist zurück-

gezogen, in sich gekehrt, abseits aller Strömungen der Großstadt, „darin der Quell der Seele kaum noch spürbar ist, einflußreiche und maßgebende Kreise scheu meidend, und lieber dem Fluß und Maß inneren Lebens nachfühlend“ (SbS., 29), wie es das damals entstandene Gedicht „Für mich hin“ ganz eindeutig erkennen läßt:

*Ich liebe es an feinen Nachmittagen,
Wenn mir die Sonne von dem Frühling spricht
Und mir ihr seidnes Engelshaareslicht
Den Sinn, die Seele und das Herz besticht,
Zu mir ganz leise Du zu sagen,
Mich um das Draußen keinen Deut zu scheren,
In mich zu horchen, mich an mich zu kehren
Und in mein junges, linnenlichtes Leben
So einen weichen Wiener Vers zu weben.*

(1905)

Die Hochschulferien verbrachte O. J. teils in Österreich (St. Wolfgang, Semmering u. a.), teils bei den Eltern in seiner Vaterstadt Brünn. Gleich gegen Ende der ersten Ferien des Jahres 1905, also jenes turbulenten Jahres, in dem es als Widerhall der russischen Revolution besonders in Böhmen und Mähren zu mächtigen Streiks und Demonstrationen gekommen war, hatte O. J. in Brünn eine unliebsame Erfahrung gemacht, der er zwar keine besondere Bedeutung beimißt, die aber ungeachtet dessen ungemein aufschlußreich ist für sein Weltbild und für seine politische Haltung. Das erwähnte Ereignis fand in seiner Selbstbiographischen Skizze folgenden Niederschlag:

„Einmal erlebte ich auf dem Winterhollerplatz selbst freilich auch eine dramatische Szene nationalen Charakters, deren ungewollter Mittelpunkt ich gewesen bin; — doch dies geschah erst viel später. Die in der Stadt mitunter aufwogenden nationalen Kämpfe berührten sonst nur als ferner Wellenschlag mein dem Politischen stets abgewandtes Ohr. Als wir noch in der Schmerlingstraße wohnten, vernahm ich von unserem Kinderzimmer aus die Dankesworte des einige Häuser weiter wohnenden Abgeordneten Otto Lecher an die ihm jubelnde Menge nach einer im Wiener Parlamente — in der Opposition gegen Baden's Sprachenverordnungen — gehaltenen Zwölfstunden-Rede. Den Aufeinanderprall erhitzter Gemüter in der Rudolfsgasse (heute Česká), dem üblichen Schauplatz solcher Scharmützel, kannte ich nur vom Hörensagen. Aber an einem Oktobersonntag des Jahres 1905 fand in Brünn ein deutscher Volkstag statt, der gewisse Unruhe hervorrief. Am Nachmittag überquerte ich als Passant den keineswegs kämpferisch betonten Winterhollerplatz; da umzingelte mich vor dem Gebäude des Roten Kreuzes plötzlich eine Rotte junger Burschen, deren Anführer mir mit einem Knüttel einen Hieb über den Rücken gab — offenbar als Quittung für das — an diesem Tage — übliche, auf der Brust getragene deutsche Abzeichen (Hervorhebung — KK). Der Hauswart des Roten Kreuzes machte der Szene rasch ein Ende. Ich erwähne sie nur deshalb, weil sie meine einzige ‚Berührung‘ mit den politischen Formen der Straße ist.“ (SbS., 23—24.)

O. J., der sich sonst mit Nachdruck als Gegner jeder Politik, ja als apolitischer Mensch schlechthin bezeichnet, gibt sich hier offen als National-Deutscher zu erkennen und befürwortet offensichtlich die Opposition gegen die im April 1897 erlassenen Sprachverordnungen Baden's, die ein gerechtes, wenn auch bei

weitem nicht hinlängliches, Zugeständnis an die Tschechen innerhalb der Habsburger Monarchie bedeuten sollten (bekanntlich wurden sie infolge der sogenannten Badeni-Krawalle, die zu Badenis Sturz geführt hatten, unter seinem Nachfolger Gautsch prompt zurückgezogen!) und die dem berüchtigtem Ultrachauvinisten Schönerer Anlaß zu Sympathiedemonstrationen für die „unterdrückten Deutschen“ in Böhmen gaben. Wenn auch O. J. mit dieser seiner Stellungnahme zur Nationalitätenfrage in Österreich durchaus nicht allein da steht, sondern sie vielmehr mit allen jenen deutsch-böhmischen bzw. deutsch-mährischen, betont nationalen Autoren teilt, die mit Oskar Kosta gesprochen „überzeugt waren, daß deutsche Bildung wertschaffender und deutsche Kultur reicher sei als die tschechische, die sie selbst wenig oder nur in verzerrter Form kannten“,¹⁹ so bekundet sich darin ein Widerspruch, wenn nicht sogar eine Schwäche seiner ansonsten aufrichtigen humanistischen Gesinnung.

O. J. hat sein Judentum zwar nie verleugnet, dabei aber immer wieder sein Deutschtum unterstrichen, das er vor allem als Zugehörigkeit zur deutschen Kultur verstanden haben will. Davon zeugt u. a. seine bereits erwähnte Deutschlandreise und auch folgende Tagebuchnotiz vom 11. 9. 1909:

„Ich war jetzt mit Fritz wieder zweimal, wenn der Abend kam, beim Brünner Dom. Man vergißt dort ganz, daß man in Brünn ist, einer halb tschechischen Stadt, und befindet sich plötzlich in Hildesheim. Doch nein, das ist nicht richtig: denn in Hildesheim ist sicher ein alter Dom und der Beschauer empfindet ihn auch als Antiquität. Der Brünner Dom aber ist neu und doch im Stile versunkener deutscher Zeiten. Und wer ihn zu gelegener heimlicher Stunde besucht, wird so fühlen: ‚Dieser Dom wurde vorgestern fertig, es ist ja gar nicht verwunderlich, daß er so aussieht, denn wir schreiben a. d. 1600‘. Der Betrachter des alten Doms aber denkt: ‚Der stammt aus dem Jahre 1600. Hier ist es wie vor 300 Jahren . . .

Oben beim Dom weiß ich, daß ich deutsch fühlen kann. Alle Sentimentalität, die einer jüdischen Veranlagung entstammt, wird hier zu einer deutschen Schwermut, alle familiären Seelenregungen zu Stimmungen der Traulichkeit. Die Steine des Doms sind Prüfsteine des Deutschtums. Obwohl schon einer von den deutschnationalen ‚Politikern‘, die ja von ihrem Standpunkt aus nicht mit Unrecht unser Deutschtum leugnen, je so einen Abendgang getan hat und ob ihm — wenn er es tat — dabei so wunderbar deutsch das Herz bewegt ward?!“

Im März 1906 hielt der Kandidat der Rechtswissenschaften Oskar Jellinek im Volksbildungsverein seiner Vaterstadt seinen ersten Vortrag über „Otto Erich Hartleben“, dessen Text leider verschollen ist. Dieses erste öffentliche Auftreten war gleichsam ein verheißungsvoller Auftakt zu J.s wirkungsvoller Vortragstätigkeit, in der er sich einen Namen als Vortragskünstler ersten Ranges gemacht hat. Ein Jahr darauf erschien J.s erste Buchveröffentlichung „Das Burgtheater eines Zwanzigjährigen“ (bei C. Konegen in Wien, 1907), die von der Kritik mit Sympathie und Anerkennung begrüßt wurde. — Nach dem fristgemäß beendeten Studium trat J. im Jahre 1909 als Rechtspraktikant in den Justizdienst ein und war zunächst beim Brünner Landesgericht tätig; hierauf leistete er als Einjährig-Freiwilliger den Militärpräsenzdienst bei der Artillerie ab und kam dann an das Wiener Landesgericht, wo er bis zum Ausbruch

¹⁹ Zit. nach Oskar Kostas Abhandlung „Wege Prager deutscher Dichter zum tschechischen Volk“, in: Aufbau 5/6, 1958, S. 556.

des 1. imperialistischen Weltkrieges verharnte. In diese Zeit fällt die Arbeit an dem Fragment gebliebenen Roman „Die letzten Bürger“, dessen Hintergrund der patrizische Frieden seines Vaterhauses bildet.²⁰ Als Österreich am 28. Juli 1914 Serbien den Krieg erklärt hatte, wurde J. eingezogen und verblieb bis zum Ende des Krieges im Militärdienst.²¹ Im Mai 1917 führte er seine Braut Hedwig,²² eine Wienerin, heim, die ihm fortan als treuergebene, lebenswürdige und opferbereite Lebensgefährtin über alle Trüb- und Mühsale hinweghalf und bis an sein Lebensende zur Seite stand. Sie schenkte ihm im August 1918 einen Knaben, der aber nach 18 Tagen starb. Außer diesem Unglück wurde das junge Ehepaar noch von einem anderen betroffen: 7 Wochen später starb J.s ältere Schwester Helli an der spanischen Grippe. — Noch während des Krieges legte JUDr. Oskar Jellinek die vorgeschriebene Richteramtprüfung ab, auf Grund deren er zum Richter ernannt wurde. Nach dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie war J. noch bis zum Herbst 1919 im Richteramt tätig, aber schon am 1. 9. 1919 reichte er ein Gesuch um Entlassung und Abfertigung ein, dem ohne Verzug stattgegeben wurde. Darauf bezieht sich die Tagebuchnotiz vom 31. 10. 1919: „Ich bin heute aus dem staatlichen Richteramt geschieden, um meine ganze Menschenkraft in den Dienst meines kleinsten Amtes zu stellen. Das hatte ich im Auge, seit ich schauen kann.“

Trotz ehrlichen und beharrlichen Ringens um erfolgreiche Realisierung etlicher dramatischer Pläne vermag der von Widersprüchen gequälte und jeglichem Literaturbetrieb abgeneigte Dichter nicht, seiner Kunst zum Durchbruch zu verhelfen. Hatte er auch schon vor dem Kriege ein einaktiges Drama vollendet, das im Wiener bürgerlichen Milieu spielt und das er anklägerisch „Die Kindesmörderin“ betitelte, und gelang es ihm auch mitten im Kriege an der italienischen Front die Tragödie „Die Richterin“ zu beenden, so konnte er damit dennoch keinen Erfolg erzielen, obgleich er sie einer Reihe von Bühnen

²⁰ Die Handschrift des unvollendeten Romans „Die letzten Bürger“ wurde mir vom Autor nicht zur Verfügung gestellt. Jellinek selbst sagt darüber in der Selbstbiographischen Skizze, S. 18, nur folgendes: „Mein Bruder und ich, auch meine Eltern, sind darin — im Aspekt der Vorkriegszeit — charakterisiert, die anderen Gestalten sind erfunden“.

²¹ Ueber J.s Kriegsdienstzeit gibt die Tagebuchnotiz vom 28. 9. 1918 folgende Auskunft: „... Vom August 1914 bis Feber 1916 in der Festung Trient und zwar bis zur Kriegserklärung Italiens im Mai 1915 als Grenzschutz-Artillerist, von da an als Front-Artillerist der 2. Linie... Feber 1916 nach Umbewaffung in Brixlegg und Marsch über den Brenner nach Brixen an den Isonzo verschoben. Dort in verschiedenen Feuerstellungen nächst Tolmein den Stellungskrieg mitgemacht, bis Ende Feber 1917, u. zw. bis November 1916 bei Geschützen, von da an bei Minenwerfern auf dem Mrzli vrh. Seit Anfang März 1917 im Hinterland und zwar seit April 1917 in Abteilung zur Herstellung der Behelfe-Tabellen für die Luftfahrzeug-Abwehr eingeteilt“.

²² Den Mädchennamen von Frau Hedwig Jellinek, die eine gebürtige Wienerin war (*26. 5. 1884, †21. 7. 1960 in Los Angeles), habe ich trotz allem Bemühen lange nicht ermitteln können. Als ich den Dichter bei unserer dritten Begegnung in Brno direkt darnach fragte, bekam ich keine Antwort. Der Dichter sprach von seiner Wiener Wirtsfrau Frankfurter, ließ mich aber in bezug auf seine Frau wie mir schien, mit Absicht im Dunkeln. Erst viel später erfuhr ich von Prof. Dr. Richard Thieberger aus Straßburg, daß des Dichters Frau Hedwig eine geborene Müller war, deren jung verwitwete Mutter Charlotte (geborene Schüller, Tochter des ehemaligen Direktors der jüdischen Schule in Mißlitz) 6 Kinder aufzuziehen hatte: 3 Söhne (Georg, Paul, Viktor) u. 3 Töchter: Lisl (verheiratet mit Gernreich), Hedwig (verheiratet mit O. J.), Marta (in 1. Ehe mit Lenk, in 2. Ehe mit Karl Kautskys Sohn Felix verheiratet). Heute lebt nur noch Marta, als Witwe, in Los Angeles.

zur Aufführung angeboten hatte. Auch seine weiteren dramatischen Versuche wie die dreiaktige Justiztragödie „Der Wald von Liebensam“ und das fünftaktige Trauerspiel „Richter Peterfeuer“, an denen er in der zweiten Hälfte des zweiten Wiener Jahrzehnts (1914—1924) arbeitete, sind nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Es erging ihm auf dem Gebiete des Dramas wie so manchen deutsch-österreichischen Dichtern, u. a. Marie Ebner von Eschenbach, Ferdinand von Saar, Jakob Julius David u. a. . . . Jelinek hat sich übrigens zu einem späteren Zeitpunkt mit seinen dramatischen Versuchen selbstkritisch auseinandergesetzt und sie unter der unerbittlichen Zeitlupe für bloße Entwicklungsprodukte seiner Gärungs- und Reifezeit erklärt.²³ Sie sind jedoch — abgesehen von ihrem künstlerischen Wert und ihrer Bühnenfähigkeit — insofern von Interesse, als in ihnen vom Schicksal gezeichnete oder zur Schwachheit gestempelte Helden agieren, wie wir sie später auch in seinen Novellen als Zentralgestalten antreffen.

Lastete die Ungunst seines Schicksals, sein Unstern, bislang wie ein Alpdruck auf des Dichters verzweifelnder Brust, so ist seine Lage auch jetzt noch keineswegs erfreulicher, zumal der erhoffte Erfolg, der große Wurf, immer noch ausbleibt und J. zudem auf den Erwerb seiner Frau (sie ist Modistin) angewiesen ist. In dieser qualvollen Bedrängnis trachtet er sich Rechenschaft zu geben über die eventuellen Ursachen seines Mißerfolgs. Bezeichnenderweise sieht er sie vornehmlich in äußeren Umständen, die ihn niederringen und von der Erfüllung seiner Sendung abhalten. Immer wieder fühlt er sich „getrieben, jene Beziehungen zwischen den Menschen zu gestalten, die überzeitlich und immergültig sind“,²⁴ er glaubt an eine höhere, göttliche Funktion der Kunst, nicht aber an ihre soziale Sendung. Im Tagebuch nimmt darauf Bezug folgender Vermerk vom 5. 9. 1919: „Daß ein Künstler kein Erwerbamensch ist, wird ein solcher nie verstehen. Da das Kunstwerk auf dem Markt zur Ware wird, glaubt er, der Künstler erzeuge es für diesen, sowie er seine Ware dafür erzeugt: g r ü n oder b l a u — je nach dem vermeintlichen Geschmack der Käufer und Händler.“ — Der in der klassisch-romantischen Kunstanschauung verwurzelte Dichter setzt sich mit den verschiedenen Kunstauffassungen auseinander und richtet sein Augenmerk u. a. auf die Prinzipien der realistischen Gestaltungsweise. Er kommt sich wie in einem verzauberten Kreis vor, in den er eine Bresche schlagen möchte und stößt dabei auf sein eigenes zwiespältiges Wesen. Er ist darob höchst unglücklich, verfällt dem Zweifel an sich selber, gibt aber den unerbittlichen Kampf um den ersehnten Erfolg, den er zu seiner künstlerischen Weiterentwicklung so unbedingt braucht, dennoch nicht auf. Dieser nervenzermürbende seelische Kampf widerspiegelt sich mit beachtenswerter Offenheit und Aufrichtigkeit in J.s Tagebucheintragung vom 21. 1. 1920:

„Mein künstlerischer Weg ist schwer. Dichter, aber Bürgersohn, der edlen Harmonie eines idealen Bürgertums sehnsüchtig zugehörig, aber erbitterter Feind der kapitalistischen Bourgeoisie, der Religion des Sozialismus gläubig,

²³ In einem an mich gerichteten Schreiben vom 13. 1. 1938 aus Wien kommt J. auf seine dramatische Tätigkeit zu sprechen und schließt seine Erwägungen mit folgender Feststellung: „Diese Arbeiten, die die Zeit vom Weltkrieg bis 1924 erfüllen, haben die Öffentlichkeit nicht erreicht (von geringfügigen Abdrucken in einer Zeitschrift und einer Zeitung abgesehen). Sie sind für mich längst samt und sonders überholt — ich betrachte sie als bloße Entwicklungsprodukte.“

²⁴ Zit. nach J.s Tagebucheintragung vom 5. 12. 1928.

doch abhold der politischen Demokratie, überhaupt Gegner jeder Politik, Republikaner aus Gründen freier Menschlichkeit, aber stark erfüllt von den ästhetischen Werten monarchischer Kultur, deren eine, die uralte österreichische, meine Jugend verklärte, Österreicher von Gemüt und Geblüt, aber Versteher seines Reichverfalls, Deutscher, der es mit jedem Nationalen aufnimmt, aber Jude (schluchzend bei Eichendorff, doch auch angesichts des hoffnungslosen Blicks eines gekrümmten polnischen Juden, beiden seelisch stammverwandt) — dies einige hauptsächliche Voraussetzungen meines künstlerischen Wesens. Es kann seine Erfüllung nur in einem Werke finden, das die Widersprüche in mir (es gibt ihrer noch solche anderer Art) in Harmonie auflöst, sie alle umfaßt und dadurch vernichtet.

Ist einer „sozialer Dichter“ oder „weltferner Ästhet“, so hat er's leichter. Aber ich Sozialästhet, proletarisch entflammter Patriziermensch, sinnlich und versonnen, Keuschheitsanbeter und doch voll eines natürlichen Interesses für die Probleme der Verderbtheit — wann gelingt mir das Werk, das mich als Menschen erlöst, als Künstler befriedigt? Mein 34. Lebensjahr, das morgen endet, hat es mir nicht gebracht. Auch mein äußerer Weg ist aus diesen Gründen schwer, denn der Bonafide-Anschluß an eine Richtung oder Clique ist mir natürlich versagt; doch das erleichtert mir den inneren, der dadurch der Gefahr entrückt wird, ein anderer zu sein als eben der meine.“

Dieses erschütternde Bekenntnis zeigt klar, daß sich Jelinek seiner Widersprüche bewußt wurde, zugleich aber auch, daß es ihm nicht gegeben war, zur dialektischen Erkenntnis vorzustoßen, die ihm die Kraft verliehen hätte, aus dem erkannten Sachverhalt die notwendigen menschlichen und künstlerischen Konsequenzen für sich zu ziehen. Das hat natürlich seine Gründe, wovon noch später zu sprechen sein wird. Einer von ihnen ist nicht nur das Gefühl, sondern auch die den Dichter bedrängende Wirklichkeit der Isolierung, von der u. a. auch die Tagebuchnotiz vom 1. 11. 1922 zeugt:

„Heute sind es drei Jahre, daß ich den Gerichtsdienst verlassen habe und als ‚freier Schriftsteller‘ lebe. Aber da ich so frei bin, daß ich mich nur an meine innersten Eingebungen gebunden fühle, und so ungebunden schaffe, daß ich mir damit keine Verbindungen schaffen kann, bin ich ganz isoliert (Sperrung — KK). Ich habe nicht die mindeste Fühlung zum offiziellen literarischen Leben gewonnen.“

Trotz der erwähnten Isoliertheit beschäftigte sich O. J. nichtsdestoweniger wie mit Problemen des eigenen Schaffens so auch wiederholt mit dem Problem „Österreich“ und speziell mit der Stellung und Rolle Wiens innerhalb dieses so viele Nationen umfassenden Staatsgebildes. Welche Motive und Vorstellungen ihn dabei bewegten, das dürfte m. E. aus dem Schlußteil der Selbstbiographischen Skizze erhellen, den ich hier seiner Bedeutsamkeit wegen wieder gebe:

„Das letzte Jahrzehnt des alten Reiches hatte begonnen, noch einmal entfaltet es den ganzen Flor seiner großen Gaben und seiner lässigen Sünden. Durch diesen in allen Farben spielenden Zauberschleier sehe ich heute alles, was ich damals in der Reichs- und Residenzhauptstadt erlebt und erlitten habe, doch auch das Erlittene — empfangen inmitten des Ineinanderspiels freiwirkender Daseinskräfte — erscheint mir heute als gnadenvolle Bereicherung, umblüht von den Wiener Gärten meiner Jünglingsjahre, und aus der Zauberflöte meiner Erinnerung erklingt es mir als schmerzliches Glück.

Als ernstes Unglück sehe ich heute nur, was ich schon damals fühlte, daß Wien wohl die Residenzhauptstadt, nicht aber die Reichshauptstadt im wahren Sinne dieses so viele Nationen umfassenden Imperiums war. Aus einem gemischtnationalen Kronlande stammend, empfand ich, in aller Hingegenheit an die hingebende Stadt, daß sie ein berückendes Sonderleben führe, während sie der Mittel- und Bindepunkt der Nationen Österreichs hätte sein müssen, deren Wesen nur als ferne Sage an ihr sorgloses Ohr klang — wie sie, die Wienerstadt, auch den Nationen nichts als eine Sage blieb. Wiens Kulturgenie hätte die politischen Spannungen zwischen den Nationen fruchtbar säntigen, viele Gegensätze in hoher Wölbung überbrücken können. Hier hätte es ein Theater der Nationen geben müssen, wo abwechselnd die dramatischen und musikdramatischen Talente aller Nationen Österreichs — vielleicht auch Ungarns — aufzuführen gewesen wären; ein Künstlerhaus der Nationen, das — ihre Maler und Bildhauer und durch diese die Gestalt ihrer Menschen, ihrer Landschaft, ihres Gesamtlebens — dem empfänglichen Sinn der Wiener einprägsam zu Gesicht gebracht hätte; eine in allen Sprachen der Nationen gedruckte Zeitung oder Zeitschrift; ein Zentralverlag der Nationen für die Drucklegung ihrer epischen, lyrischen und musikalischen Werke; eine Schule der Nationen, wo Jugendgruppen jeder Nation (auch der alpendeutschen Stämme) je ein Jahr lang in ihrer Muttersprache Unterricht hätten genießen und mit den Kindern der anderen Nationen, auch denen der Wiener natürlich, in Föhlung hätten kommen müssen. Andererseits wäre systematisch dafür zu sorgen gewesen, daß Wiener Kinder einen Teil ihrer Ferien in tschechischen, slowakischen, polnischen, ukrainischen, ungarischen, kroatischen, italienischen u. s. w. Dörfen und den nationalen Hauptstädten verbringen. Die Wirklichkeit der Nationen des Reiches wäre der Reichshauptstadt, und die Reichshauptstadt als wirklicher Mittelpunkt den Nationen vor Augen zu führen gewesen! Daher hätte es alljährlich in Wien auch eine Festwoche der Nationen Österreichs geben müssen, während deren zahlreiche Vertreter aller Völker Österreichs Gelegenheit gehabt hätten, mit dem Zentrum ihres Reiches in lebendige Beröhrung zu treten. Es hätte kein Dorf in Österreich geben dürfen, dessen Einwohner nicht zum größeren Teile mit dem Reichsmittelpunkte in irgendeiner Hinsicht vertraut gewesen wären.

Aber die Nationen wurden der Regierung — auch dem greisen, höchst achtbaren, in der sauberen Erledigung seines täglichen Arbeitspensums musterhaften und in der Würde seiner Alterserscheinung väterlich-repräsentativen Monarchen — immer mehr zum bloßen Aktenproblem. Und wenn auch der Ministerpräsident Ernest von Koerber, der letzte große Staatsmann des kaiserlichen Österreich, den — vergeblichen — Versuch machte, die Nationen durch ein umfassendes Wirtschaftsprogramm an das Reich zu binden — Wien lebte an seiner Aufgabe teils aristokratisch-jovial, teils volksmäßig-gemütlich vorbei.

In diesem Wien des unbewußten Ausklanges, das nicht die leiseste Spur von Überalterung zeigte, sondern aus einer uralten, aber biegsamen und schöpferischen Tradition einen immer neuen Blütendrang künstlerischen, geistigen und gesellschaftlichen Lebens ans Licht trieb, wenngleich mitunter treibhausmäßig, in diesem Wien, wo die Gegensätze nebeneinander und aneinander vorüberwirkten, verlebte ich mein Jünglingsjahrzehnt bis zum Ausbruch des Weltkrieges . . .

Weniger glückliche Stunden überwogen — bis jene glücklichsten kamen, da

Wien mir eine Verkörperung seines Genius schenkte: die Gefährtin meines Lebens, meine Frau.

Meine gesamte Jugend aber war von dem Bewußtsein der Verbundenheit mit dem großen Menschenreiche getragen, dessen Sohn ich war.“ (SbS., 27—29.)

Eine gewisse Genugtuung und Läuterung brachte O. J. der kaum zufällige Erfolg, der sich nach weiteren bitterernsten Jahren nun dennoch eingestellt hatte, bezeichnenderweise jedoch nicht auf dem Gebiet des Dramas, um das sich der Dichter so beharrlich bemüht hat, sondern im Bereich der Novelle. Seine in Mähren spielende Novelle „Der Bauernrichter“ errang nämlich in dem Ende 1924 von der deutschen Zeitschrift ‚Velhagen & Klasings Monatshefte‘ veranstalteten Wettbewerb für Meisternovellen unter mehr als zweieinhalbtausend Einsendungen den ersten Preis (5000 Goldmark).²⁵ Über den erwähnten Wettbewerb schreibt J. in seinem Tagebuch vom 19. 1. 1925: „Ein Beiblatt zum Jännerheft der Velhagenschen Zeitschrift schildert den Vorgang beim Preisgericht. Es waren 2763 Arbeiten eingelaufen: Nach fünfwöchiger Prüfungsarbeit wurden 150 zur engeren Wahl gestellt. Der Bericht sagt nun, daß die Preisrichter immer wieder auf die drei später gekrönten Novellen zurückkamen. Jeder Neuaustausch ergab, obwohl kein Preisrichter vom Urteil des anderen etwas wußte, erneutes Interesse an diesen drei Arbeiten: einer Rokokonovelle der Weimarer Schriftstellerin Friede H. Kratze, einer Goethenovelle des Berliner Schriftstellers Wolfgang Goetz und meinem Bauernrichter.“

Die preisgekrönte Novelle fand unerwartet großen Widerhall wie in der österreichischen so auch in der deutschen Presse. Presse, Rundfunk, Film und Verleger beginnen sich nun auch für J.s kleinere Erzählungen und Legenden zu interessieren. In bezug auf Film und Rundfunk ist J. aber sehr zurückhaltend, weil er die unerläßlichen Umarbeitungen und Kürzungen seiner Werke nicht billigt. Um die Buchausgabe des „Bauernrichters“ findet sogar ein Wettangebot der deutschen Verleger statt. Auch die Übersetzung in fremde Sprachen läßt nicht lange auf sich warten (vgl. das angefügte Verzeichnis von J.s Veröffentlichungen und ihren Übersetzungen!). Der mit dem ansehnlichen Betrag von 5000 Goldmark verbundene Erfolg verhalf nicht nur der seit langem gestauten künstlerischen Schöpferkraft des Dichters zum Durchbruch, sondern rettete ihn darüber hinaus aus seiner prekären, depressiven Lage. In seinem Tagebuch finden wir dazu den folgenden Vermerk:

„Allzuleicht kann auch dieser Sieg bloß eine Episode bleiben. Aus meinem inneren Leben aber wird er nicht mehr verschwinden. Je mehr ich seine Einzelheiten überschaue, umso klarer wird er als sinnvolle Fügung erkennbar, die mich, der sachliche Ungewöhnliches anstrebt, aus der Erfolglosigkeit bei gewöhnlichen Kompetenzen auf den ihm einzig gemäßen Weg zu ungewöhnlichen Instanzen hinweist.“ — Im dritten Wiener Jahrzehnt (1924—1933) entstehen nach dem „Bauernrichter“ in verhältnismäßig kürzeren Zeitabständen J.s weitere Novellen: „Die Mutter der Neun“, „Der Sohn“, „Valnocha, der Koch“,

²⁵ Hierauf nimmt der folgende Tagebuchvermerk vom 20. 12. 1924 Bezug: „Meine Novelle ‚Der Bauernrichter‘ wurde in dem von Velhagen & Klasings Monatsheften veranstalteten ‚Wettbewerb für Meisternovellen‘ mit dem Preise von fünftausend Goldmark gekrönt. Zwei andere Autoren erhielten den gleichen Preis. Ich hatte ihn in jeder Beziehung schon sehr nötig. Verliehen von ganz Fremden, die das sichtliche Bestreben hatten, ernst und gerecht zu urteilen und dadurch der Kunst zu dienen, ist er mir eine gewisse Genugtuung für die jahrelange Zurücksetzung durch die Wiener Gewaltigen. Wieder zeigt sich, daß meine Linie das Wunder ist, die Beziehung zu Gott, nicht die zum Papst.“

„Hankas Hochzeit“ (die zwei letzteren erschienen, mit dem „Bauernrichter“ zu einem Novellen-Triptychon vereinigt, unter dem Titel „Das ganze Dorf war in Aufruhr“, nach dem ersten Satz der diesen Novellenband einleitenden Novelle „Der Bauernrichter“) und „Die Seherin von Daroschitz“.

In dem anschließenden Jahrfünft 1934—1938 entstanden neben einer Anzahl von neuen Gedichten und Aphorismen auch weitere kleinere Erzählungen und Legenden, wie „Der Schauspieler“, „Die Geburt Homers“, „Schwester Amadea“, „Der Engel des fünften Gebotes“, „Menschenfreundliche Erzählung“ u. a. m., sowie die im Frühjahr 1938 in Buchform erschienene „Geistes- und Lebenstragödie der Enkel Goethes“. Unter den Gedichten dieser Zeitspanne verdienen vor allem zwei Gedichte besondere Beachtung: Das Festgedicht zum 60. Geburtstag von Karl Kraus „Dank der deutschen Sprache an Karl Kraus“ (1934) und das Gedicht „Bekenntnis“, das über J.s Dichtertum Aufschluß gibt (1937). In diesen Jahren steigert sich offensichtlich auch J.s Vortragstätigkeit.

In der ersten Hälfte des Monats Juli 1937 hatte der Wiener Redakteur und Korrespondent des Brünner „Tagesboten“, Robert Breuer, ein Interview mit O. J., der soeben von einem Besuch seiner Vaterstadt nach Wien zurückgekehrt war. Bei dieser Gelegenheit gelang es ihm, dem sonst nicht gerade redseligen Dichter etwas aus „seiner Werkstatt“ abzurufen. Zunächst bekam er aus dem Munde des anerkannten Vortragsmeisters das bis dahin ungedruckte Bekenntnisgedicht „Pro domo poetae“ zu hören:

*Dichten ist Reiten in die Schlacht,
Dichten ist Beten aus urtiefer Mitternacht,
Dichten ist garten-umfriedetes Immer-wieder-erblühen,
Dichten ist Donnerblitz über die Lande der Menschen hin.*

*Dichten ist sanfter Hauch, Atem der lieblichsten Braut,
Dichten — aus schwerer Stunde ringt auf sich ein Lebenslaut.
Dichten ist Kindheiterinnern, schimmernd gesponnen weither,
Dichten ist Wurf des Wortes in der Jahrtausende Meer.*

*Dichten ist Ackergang, Haupt zur Furche gebeugt,
Dichten ist Morgensang, der in den Aether steigt,
Dichten ist Wanderschrift, ruhig in den Abend hinein,
Dichten ist Todesritt, wegfern im Steilgestein.*

*Dichten ist armutbezwingender Rausch zu den Sternen empor,
Zweifelnd-verzweifelt Schlag an das letzte, starrende Tor,
Dichten ist Saitenspiel vor der Liebsten liebschlichter Tür,
Dichten als Ruf an Dein Volk bricht es aus Dir herfür.*

*Dichten heißt: im geringsten entschleiern ein Sinnbild der Welt,
Dichten ein Denkmalsetzen allem, was Dämon und Held.
Dichten ist mühselig Graben nach Erz, das irgendwo tönt,
Dichten ist Lichtstrahl der Gnade, der Deinen Scheitel krönt.*

*Dichten schafft Stimme den Stummen und den Blinden Gesicht,
Dichten ist schweigendes Lauschen, Dem, der über Dir spricht,
Dichten ist Botschaftbringen, zündend von Herz zu Herz,
Ist zwischen Wissen und Wännen ein Weben aus Traum und Schmerz.*

*Dichten ist Schweben in Freiheit, Dichten ist ehernes Amt,
Bist damit seraphssegnet, bist dazu satansverdamm't,
Unkund, ob Du wirst sinken in der Vergänglichkeit Gruft
Oder Dein Engelsgott einst Dich zur Unsterblichkeit ruft.*



Haus Nr. 35/37 in der Bratislavská, vormals Josephstadt, in Brünn, wo Oskar Jellinek am 22. I. 1886 geboren wurde



Haus Nr. 5 in der Gymnasijni, vormals Van der Straß-Gasse, in Brünn, wo die Familie Jellinek von 1898 bis 1931 wohnte

Dann beantwortete O. J. die Frage des Besuchers, wie es mit der Verdichtung von heute beschaffen sei, mit folgenden Worten: „Ich glaube, daß wir einer Wiedergeburt des Verses als der führenden dichterischen Ausdrucksart entgegengehen. Darunter verstehe ich nicht bloß die schon wahrnehmbare neue Blüte der Lyrik, sondern auch eine Wiedergeburt des epischen und des dramatischen Verses. Das dichterische Prosawort, im 19. Jahrhundert immer siegreicher vordringend und schließlich vom Naturalismus vollends auf den Schild erhoben, hat — auch in unseren Tagen — zu hochgezüchteten Meisterschöpfungen geführt. Solche werden hoffentlich auch in der Zukunft nicht ausbleiben. Aber unser bedrängtes Dasein in einer höchst unerwünschten Prosawelt muß in dem dichterisch Strebenden immer stärker den Wunsch wachrufen, sein den Menschen dargebotenes Werk von dem Brodem der trüben Tatsachen durch eine ebenso reine wie scharfe Linie erquickend abzuschneiden. Dies kann sinnbildmäßig nur durch den Vers geschehen. Und — merkwürdig: obwohl niemand leugnen wird, daß Goethes, Kellers, Adalbert Stifters, Thomas Manns herrliche Prosadichtungen hinter keinem Vers-Produkt zurückstehen, liegt uns Deutschen doch im Gefühl, im Verse das „Höhere“ zu erblicken — und diese Empfindung ist tief begründet! Denn die deutsche Sprache trägt in sich selbst die Sendung zur Feierlichkeit, sie ist heimlichen Verses gesegnet. Daher will uns scheinen, als erfülle sich erst, wenn sie des Verses entbunden ist, unserer Muttersprache ureigentlichste Natur.“ Über seine Werke und die Antriebe zu seinem Schaffen äußerte sich J. wie folgt: „Es ist nicht leicht, vom eigenen Streben und Schaffen und von den eigenen Werken zu sprechen. Schwer läßt sich in der Fläche sagen, was man im Raum gesehen hat. Daß ich nicht lange auf dem Deck des Menschheitsschiffes zu verweilen pflege, sondern lieber in den Maschinenraum hinabsteige, um die Antriebe der Schiffsbewegung zu studieren und darzustellen, ist bekannt. Diese Antriebe? Immer wieder erweist sich, daß das Böse die zu seiner Durchsetzung nötige Macht sehr leicht gewinnt, und das Gute sehr schwer. Das Gute ruht in sich, der immanenten Kraft seiner Gutheit vertrauend — und wird überrannt. Immer wieder zeigt sich, daß Liebe sehr stark sein muß, um jene Stoßkraft zu erreichen, die oft schon ein geringer Grad von Haß besitzt. In einer Welt, die — heute mehr denn je — solchen Grundtatsachen ausgeliefert ist, könnten vielleicht gerade die Dichter manches Wegweisende leisten. Nicht durch Debatten, sondern durch Gestalten. Debatten sind Schatten — Gestalt hat Gewalt. Dichter sind des Geistes außerordentliche Gesandte in besonderer Mission. Damit sie aber ihre Mission erfüllen können, müßte man vor allem überall ihre Exterritorialität achten und dürfte das Erscheinen ihrer Werke nicht von der Wohlmeinung eines unsichtbaren politischen Einmischungskomitees abhängig machen . . . Ich muß freilich mit meinen Gestalten sehr lange des Umganges pflegen, bis sie jenen magischen Punkt erreicht haben, von dem aus sie ihren Wandel im Raume des Kunstwerks beginnen können.“²⁶ Als sich Robert Breuer zum Schluß an O. J. mit der Frage wandte, ob er nicht eine Vortragsreise plane, gab ihm der Dichter eine Antwort,

²⁶ J.s Feststellung: Ich muß freilich mit meinen Gestalten sehr lange des Umganges pflegen . . . ist insofern wichtig und richtig, als sich der Autor wirklich alles hart und mit Mühe abringen muß, der „magische Punkt“ ist dagegen ganz und gar unfixierbar. Der Umgang mit den Gestalten ist übrigens auch nicht als direkter Kontakt mit ihnen zu verstehen, sondern vielmehr als notwendiger Denk- und Vorstellungsprozeß, der den Dichter befähigt, seine „Gestalten“ künstlerisch darzustellen.

die für sein Verhältnis zu den Menschen von besonderer Bedeutung ist: „Sehr gerne — besonders in einem ganz bestimmten Sinne. Ich hege nämlich schon lange den Wunsch, die Höhenwerke der Dichtung, zumal der dramatischen, den Sträflingen in den Gefangenenanstalten und Zuchthäusern zu Gehör zu bringen. Vielleicht würde dies dem Besserungszweck stärker zugute kommen, als mancher andere Versuch. Denn ich bin überzeugt davon, daß das außerordentliche Dunkel, in dem ein Mensch dahintappte und fiel, nur durch außerordentliches Licht gebannt werden kann. Man wende nicht ein, daß diese Hörschaft den großen Gedichten verständnislos gegenüberstehen würde. Viele der herrlichsten Werke Schillers, Shakespeares, Raimunds, Hauptmanns und manches anderen sind — dies eine Seite ihrer Größe — unmittelbar faßlich und machen auf jedermann Eindruck, irgendwelcher Art. Packende, oft atemraubende Handlung, sprachliche Macht und sittliche Hoheit — dieser Dreistrom kann in entsprechender, lebensvoll bewegter Zuleitung viel Verkrampftes und Krankhaftes in einer Menschenbrust wegschwemmen. Man stelle sich die zermürbende Gleichförmigkeit des Sträflingsdaseins vor: müßte da die Konfrontation mit den Gipfelwerken der Kunst nicht als Ereignis von höchstem Strahlenglanz wirken?! Und könnte es in diesem oder jenem Falle nicht eine innere Reinigung, eine „Katharsis“ zur Folge haben, die nach klassischer Definition das durchaus natürliche Ergebnis dramatisch-tragischer Darbietungen ist? Viele von den Anstaltszöglingen empfänden es möglicherweise schon als Erhebung, daß man sie in solche Gesellschaft bringt und ihnen die Eignung dafür zutraut!

Mein Wunsch hat seinen Keim vielleicht in folgendem Erlebnis: ich reiste vor einigen Jahren von Syrakus nach Agrigent. Unterwegs wurden vier gefesselte Schwerverbrecher, Physiognomien aus dem Tartarus, mit ihrer Eskorte in unser Abteil gebracht, so daß ich in der Stadt der Griechengötter in Begleitung jener ankam, die der Schicksalsfuß der Hochthronenden in den finstersten Abgrund geschleudert hatte. Später stand ich vor den berühmten dorischen Tempeln, auf buntblühenden Frühlingswiesen, unter festlichem Himmel, im Hintergrund das violettschimmernde Meer. Aber ich kann an die Auserwähltheit dieser Stunde nicht denken, ohne zugleich jene Verdammten vor mir zu sehen und ihre Ketten rasseln zu hören: ich fühle den Dualismus der Schöpfung, und die Sehnsucht erwacht in mir, ihn zu überbrücken — durch die Adelskraft der Kunst.“

Durch die verhängnisvollen politischen Ereignisse, die im März 1938 zu dem unheilvollen Anschluß Österreichs an Hitler-Deutschland geführt hatten, wurde J.s schöpferische Tätigkeit, die sich gerade in seinen letzten Wiener Jahren so überaus günstig zu entfalten begann, gewaltsam unterbrochen. Im kritischen Jahr 1938 mußte Jelinek Wien — wie sich leider gezeigt hat — für immer verlassen. Anfang August dieses für ihn und die Seinen so bitteren Jahres übersiedelte er zunächst zu seiner Mutter nach Brno. Aber sein Aufenthalt in Brno war verhältnismäßig kurz bemessen, denn auch über der Tschechoslowakischen Republik begannen sich schon die finsternen Wolken der faschistischen Gewaltherrschaft bedrohlich zusammenzuziehen und als sich das von Berchtesgaden, Godesberg, München und Berlin heranziehende Gewitter zu guter Letzt entladen und ausgetobt hatte, sah sich die brutal verstümmelte sogenannte zweite Republik durch eigenen und fremden Verrat als „Protectorat Böhmen und Mähren“ Hitler ausgeliefert.

Im April 1939 gelang es Jellinek, seiner Frau und deren greisen Mutter mit knapper Not nach Paris zu entkommen, wo er gleich am Tage seiner Ankunft zufällig Dr. Richard Thieberger traf (nach J.s Brief vom 29. 4. 1939 aus Paris an mich geschah dies vor 14 Tagen, also am 15. April), was ihn begreiflicherweise sehr freute. Einer späteren brieflichen Mitteilung vom 15. 4. 1946 aus Los Angeles zufolge begab sich J. mit seiner Frau und Schwiegermutter am 2. September 1939 nach Blois an der Loire, um einem vermeintlich bevorstehenden Bombardement von Paris zu entgehen: „Wir nahmen dann“, berichtet O. J. weiter, „mit noch anderen Mitgliedern der Familie meiner Frau unseren Wohnsitz in dem nahegelegenen Dorf St. Claude de Diray, wo prächtige Bauern uns beherbergten. In Blois hatte ich ein kleines Abenteuer. Als ich gegen Mitternacht vor dem dortigen Bahnhof stand, um einen Bruder meiner Frau zu erwarten, hielten übereifrige Gendarmen (es war der Tag der Kriegserklärung) mich für einen Spion und verhafteten mich. Ich mußte eine Nacht im Gefängnis verbringen — der Morgen, ein Wiener Dolmetsch und ältere Gedichte, die ich in mein Notizbuch geschrieben hatte, um sie aufzubewahren, brachten an den Tag, daß ich ein harmloser Troubadour sei. Nach kurzem Aufenthalt in St. Claude kam ich, wie alle Flüchtlinge, in ein Lager (gemeint ist das Internierungslager Camp Villemalard — KK). Es war verhältnismäßig milde (Hitler hatte ja Frankreich noch nicht überrannt), wir lagen in einer Scheune, aber die Frauen durften uns an jedem Sonntag besuchen. Man versuchte freilich auch, uns in die Fremdenlegion zu pressen. Mit der Zeit ergab es sich, daß ich Vortragsabende abhielt (meist aus meinen Büchern und Schriften — doch auch einen Goethe-, einen Shakespeare- und einen Homer-Abend). Niemals werde ich dieses Publikum in der karbid-beleuchteten Scheune vergessen, Menschen verschiedenen Bildungsgrades, natürlich auch Angehörige des Schrifttums und der Kunst. Nach drei Monaten wurde ich durch den französischen Pen-Club und den Schriftsteller Jean Giraudoux (damals Staatssekretär) befreit, nachdem er ein Gutachten des Professors Ernest Tonnelat des College de France und der Sorbonne — des Verfassers einer Geschichte der deutschen Sprache, der Bücher von mir kannte — eingeholt hatte. Mein Freund Dr. Schiller Marmorek (der als Emigrant in unserer Vaterstadt sozialistischer Theaterkritiker gewesen war) hat diese Aktion in Fluß gebracht. Vierzehn Tage nach meiner Entlassung wurden alle Österreicher frei. Ich kehrte nach St. Claude zurück — dessen Einwohner wom Wein-, Tabak- und Spargelbau lebten — und blieb dort, bis wir reif waren zur Fahrt nach Amerika“.

Jellinek dürfte m. E. vergessen haben, daß er mir aus Paris über das unfreiwillige Frankreich-Intermezzo zwei Briefe (nebst einigen Postkarten) zukommen ließ (beide stammen aus der Zeit vor der Internierung), die das Bild dieser Zeitspanne abrunden. Da sie nicht nur Interessantes über Frankreich, sondern auch über den Autor selbst aussagen, halte ich es für angebracht und nützlich, die nachfolgenden zwei Stellen aus den erwähnten Briefen zu zitieren:

... „Hier bin ich in Fühlung mit den französischen Professoren der deutschen Literatur I. F. Angeloz (Caen) und Ernest Tonellat (Collège de France) getreten, denen ich durch die Goethe-Enkel und Thiebergers Übersetzung der ‚Geburt Homers‘ bekannt geworden bin. Ich fand einen in sachlicher und persönlicher Beziehung sehr angenehmen Empfang. — Daß sich hier auch ein Bund öst. Schriftsteller, Maler und Musiker gebildet hat, sagte ich Ihnen, glaube ich, schon. — Beide Seiten beabsichtigen, eine von mir zu haltende Vorlesung

für den Herbst oder Winter. Doch bis dahin ist es noch lange... Neue Pläne reifen in mir, aber ich habe mit der Ordnung meiner Angelegenheiten so viel zu tun, daß ich nicht zur Sammlung komme. Jetzt ist auch noch die 77jährige Mutter meiner Frau erkrankt. Im übrigen würde ich, wenn es denn schon sein muß, am liebsten in Frankreich bleiben — so gut gefallen mir Land und Menschen, so sehr fühle ich mich durch sie erwärmt, gar nicht zu reden von der genialen Sonne von Paris, die ein Licht ganz eigener Art über Leben und Dinge ausstreut: es ist mir jetzt klar, warum gerade hier eine neue Malerei aphroditehaft emporgestiegen ist. Aber wird es möglich sein, hier zu bleiben? Ich sehe schon die Frage ‚Frankreich oder Amerika‘ bedrängnisreich — hamletisch — ahasverisch in mir sich erheben.“ (Paris, 12. 6. 1939.)

Der heitere Ton des ersten Briefes weicht im zweiten einer schmerzlich-wehmütigen Stimmung, die man aber nur zu gut versteht, wenn man das Anliegen in Rechnung zieht, um das es hier — einem seiner Heimat gewaltsam Beraubten — geht: „Die Fremde spüre ich vornehmlich dann, wenn mein Beruf, zu den Menschen zu sprechen, mir vor die Seele tritt. Wo sind die Menschen, zu denen ich in meiner Muttersprache reden soll? Früher sah ich sie vor mir: feierabends saßen sie vor ihrer Türe oder saßen an ihrem Schreibtisch oder lagen in ihrem Bette, und aus dem Buch, das sie in ihren Händen hielten, tönte ihnen mein Wort entgegen. Das ist vorbei. Wenn mein Wort noch jemals Verbreitung finden sollte, wird es den grauen Schleier der Übersetzung tragen. Ohne ihn kann es nur zu einem versprengten Häuflein dringen.

Da ist es geboten, sich an die Formen der Unsterblichkeit zu halten, — nicht jener prunkenden, die sich nur an die größten Werke und klingendsten Taten knüpft, sondern jener ungleich größeren, die in ihrer Schlichtheit die ganze Menschheit umfaßt; indem sie auch dem Geringsten eine untilgbare Spur seines Seins verbürgt — die Fortdauer eines durch die Jahrhunderterte getragenen Wesensatoms, einer Gebärde, eines Lächelns, eines Tones — und dadurch seine Geringheit aufhebt.“ (Paris, XVI^e, rue Michel Ange, 1. 8. 1939.)

Im April 1940 fährt Jelinek an Bord der „Champlain“ nach New York, das ihn zwar stark beeindruckt, aber mit dem er sich letztlich nicht abfinden kann. Demjenigen, der um sein zurückhaltendes, schüchternes, ja scheues Wesen weiß, ist es nur zu verständlich, daß der „Entwurzelte“ hier keinen richtigen, nennenswerten Kontakt zu den Menschen der Neuen Welt zu finden vermag. F. K. Ginzkey spricht im Vorwort zu O. J.s Gesamten Novellen von einer neuen Tragik, die den Dichter erwartet: „Seine Art ist zu treu, um vergessen, seine Dichtung zu tief verwurzelt mit dem Nährboden Ihrer Entwicklung, um sich schöpfungsmäßig auf neue seelische Wesenheiten umstellen zu können. In ergreifenden Worten berichtet ein Freund darüber: „Bald zeigt sich, daß die Wunde der Trennung von der verlorenen Heimat unheilbar ist. So entwurzelt fühlt sich kein Erbbauer, dem man die Scholle entreißt, wie dieser österreichische Dichter in der endgültigen — das fühlt er deutlich —, endgültigen Abgeschiedenheit von seinem Sprachboden und von seiner Landschaft, mit der er verwoben, versponnen, verwachsen ist. Amerika ist ein großes Erlebnis, aber sein besonderes Künstlertum ist wie ausgesetzt in einen luftleeren, tonleeren Raum. Es kann ja nur wirksam werden in dem, was ihm wesentlich nahe ist, und nur hervorbringen, was es daraus langsam gekeltert, ausgegoren und geklärt hat. Die Rebhügel und Traubenkufen aber, von denen der Saft herstammte, sind ins Unerreichbare entrückt wie ein versunkenes Vineta. —

Wie tief ihn sein Abseitsstehen traf, mögen wir aus einem Ausspruch seines Tagebuches erfahren: „Schritt für Schritt stoße ich in diesem Zusammenhang auf die tiefschmerzliche Grundtatsache, daß die Möglichkeit eines unmittelbaren Wirkens in meiner Muttersprache nur schmale Ausnahmen umfaßt — dies der Herzpunkt meiner Ausgestoßenheit —, so daß ich in einemfort stöhnen möchte.“²⁷

In einem Brief vom 30. 3. 1941 aus New York City teilte mir O. J. in Kürze folgendes mit: „... , ich bin nun seit fast einem Jahr hier, in dessen erstem Viertel ich Ihnen eine Karte schrieb, die aber keine Antwort fand; ... Ich bin natürlich hier vor manches Problem des äußeren und des inneren Lebens gestellt. In der ersten Hinsicht geht es meiner Frau und mir mittelmäßig oder — anders ausgedrückt — immerhin ganz erträglich. Was das Zweite betrifft, habe ich die Kristallisation noch nicht gefunden. Einmal sprach ich im Verein der College — Lehrer des Deutschen über die Goethe-Enkel und vorher einmal bei feierlichem literarischem Anlaß.²⁸ *Sonst gibt es für mich kaum eine Möglichkeit des Wirkens in meiner Muttersprache.* Dennoch fühle ich mich an frühlingsahnenden Tagen wie heute nicht ohne Hoffnung. — Mir fehlt hier mancher meiner Behelfe, kaum aber meine Bibliothek, denn die gewaltige Public Library hat fast alles Erwünschte. Oft flüchte ich in ihre Räume und vertiefe mich in die Welt unwandelbarer Größe — oder ich suche im Park- oder Landschaftsbilde Fäden der Erinnerung an die Heimat“. Seine eigene Bibliothek, die J. bis auf einen kleinen Bruchteil in seiner Wiener Wohnung (Wien VIII. Bez., Lammgasse Nr. 12) zurückgelassen hat, hätte ihm keinesfalls mehr nützlich sein können, da sie mitsamt dem übrigen Wohnungsinventar schon im Dezember 1940 von der Gestapo beschlagnahmt wurde, wovon J. selber allerdings erst Anfang Februar 1947 aus einer Mitteilung seines Wiener Spediteurs erfuhr. Drei Jahre und drei Monate verbrachte Jellinek mit seiner Frau Hedwig in New York, wo ihnen im Mai 1942 das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten zuerkannt wurde. Da aber die Mutter und die Geschwister von J.s Frau in Los Angeles lebten, entschloß sich das Ehepaar dorthin zu übersiedeln. Etwa Mitte Juli 1943 trafen sie in Los Angeles ein, das O. J. nie wieder verlassen sollte. Er beschreibt das neue kalifornische Milieu in einem Brief vom 15. 4. 1946 folgenderweise: „Los Angeles ist eigentlich keine Stadt im üblichen Sinne, sondern eine riesige Siedlung: Tausende kleiner Häuschen bedecken die strahlende, blumenreiche Fläche am Pacific. In einem solchen Häuschen haben wir ein Einzimmer-Appartement gemietet (gemeint ist das Häuschen in der North Gardner Street 1255, Los Angeles 46 — KK). Es liegt in Hollywood, das ein Teil von Los Angeles ist, aber in seinem schlichten Charakter nichts von den schlechten Filmen verrät, die hier irgendwo gedreht werden. Meine Frau hat eine ziemlich schwere Erwerbsarbeit — vielleicht wird es sich ergeben, daß ich in nächster Zeit auch eine annehme. Ich arbeite an einem in Tirol spielenden Roman,²⁹ doch es ist nicht leicht, immer die innere Ruhe zu finden in

²⁷ Zit. nach Ginzkeys Vorwort zu O. J.s Gesammelten Novellen, S. 11.

²⁸ Anspielung auf J.s Festansprache zum 65. Geburtstag von Thomas Mann am 6. Juni 1940 in der New Yorker ‚German-American-Writers-Association‘.

²⁹ Gemeint ist wohl der mir unbekannt Roman J.s „Das Dorf des 13. März“, den der Autor zwar in einem an mich adressierten Brief vom 15. 4. 1946 aus Hollywood erwähnt, aber ohne etwas Näheres über ihn auszusagen. Der Roman ist wahrscheinlich unvollendet geblieben und wurde m. W. auch als Fragment nirgends abgedruckt. Auch bei R. Thieberger und F. K. Ginzkey findet sich kein diesbezüglicher Hinweis.

einer so zerrissenen Welt. Sonst schrieb ich vorwiegend Verse, meist diktiert von meinem Heimweh nach Österreich. Hervorgetreten bin ich nicht, abgesehen von einem Vortrag über die Goethe-Enkel, den ich in New York im Verein der College-Lehrer für die deutsche Sprache hielt und von einer Radiorede zum fünfundsechzigsten Geburtstag Thomas Manns. Meine Bücher sind in den Bibliotheken, hie und da auch bei den Antiquaren zu finden. —

Nahe Verwandte sind ein Opfer Hitlers und Himmlers geworden, so mein Schwager Ludwig Königsgarten, der in Auschwitz zugrunde ging. Meine Geschwister Tschelnitz, die Sie ja kennen, leben jetzt — nach sechsjährigem Aufenthalt in Brasilien — ebenfalls hier.“

Kaliforniens Landschaft vermochte zwar im Emigranten Jellinek mitunter das vertraute Bild der österreichischen wachzurufen, konnte aber nicht verhindern, daß ihn gleichzeitig mit diesem Bilde immer wieder ein unverwindbares Gefühl der schmerzlichen Wehmut und des Verlorenenseins überkam. „Eine ‚neue Heimat‘, wie Sie wännen“, berichtet J. in einem an mich gerichteten Schreiben vom 22. 7. 1946, „habe ich hier nicht gefunden, zumindest nicht als Schriftsteller. Meine Gestaltenwelt ist — wie könnte es anders sein? — europäisch geblieben, ihr Wirkungsziel daher Europa. Auch die schöne Landschaft Kaliforniens spricht zu meinem Gefühl nur durch das Sprachrohr der Erinnerungen an ähnliche Landschaftsbilder aus der Heimat“.

Dem aus der Heimat für immer verbannten und vom lebendigen Strom der Muttersprache abgeriegelten Dichter gelingt es dennoch, allen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen des Exils zum Trotz, nicht nur neue Gedichte und Aphorismen zu schreiben, sondern darüber hinaus auch noch seine schon früher geplante, wiederum in Mähren spielende Novelle „Der Freigesprochene“ zu vollenden. Den letzten Exiljahren entstammt auch die eigenständige Heimwehdichtung „Raacher Silberfeier“, in der der Dichter der geliebten österreichischen Landschaft, „dem Unverlierbaren der verlorenen Heimat“ — wie der Untertitel lautet — ein schönes, dauerndes Denkmal gesetzt hat, und in der er Gerichtstag hält über Hitler und seine Komplizen. Hatte Jellinek einst der unabwendbare Zusammenbruch der Habsburger Monarchie tief erschüttert, so traf ihn umso schwerer der im März 1938 gewaltsam und widerrechtlich herbeigeführte „Anschluß“ Österreichs an Hitlerdeutschland. Beachtenswert ist jedenfalls die Tatsache, daß sich namentlich J.s politische Befangenheit während der Exilzeit bedeutend gelöst hat; davon zeugen neben der erwähnten „Raacher Silberfeier“ auch die in seinen Briefen ab und zu vorkommenden Bemerkungen über politische Probleme. So erfahren wir aus dem bereits zitierten Brief vom 22. 7. 1946 folgendes über Amerika und somit auch über J.s Weltbild: „... Nur ist mir freilich Amerika doch mehr als ein bloßes Domizil; als Bürger der Vereinigten Staaten bejahe ich nicht bloß, sondern bewundere ich begeistert die Grundsätze, auf denen dieses gewaltige Gemeinwesen sich erhebt. Diese Grundsätze, deren oberste Gestalter und Fortbildner Jefferson, Lincoln und Franklin Roosevelt gewesen sind, erleiden freilich manche Durchbrechung, so in der leidigen, noch immer nicht gelösten Negerfrage. Wohl sind die Neger formell gleichberechtigt, aber diese Gleichstellung erleidet vielfache Einbuße durch Spezialgesetzgebungen in den Südstaaten, wo die Neger vornehmlich leben. Auch die soziale Gesetzgebung, wie sie Roosevelt unter dem Namen des „New Deal“ geschaffen hat, begegnet oft erbitterter Feindschaft — noch erbitterter ist die gegen den Sozialismus europäischer Form. Diese Gegner

erblicken schon in einem — unserer Anschauung nach — gemäßigten Sozialisten einen „Kommunisten“. Eine Änderung der Wirtschaftsordnung stößt übrigens auch auf Gegnerschaft in einem Teile der Arbeiterschaft selbst, die nur Verbesserung der Lohn- und sonstigen Arbeitsbedingungen innerhalb des herrschenden Systems anstrebt. Einer der mächtigsten Arbeiterführer, das Haupt der Kohlengrubenarbeiter, Lewis, der durch die von ihm in's Werk gesetzten Riesenstrikes schon oft das Land erschüttert hat, ist kein Marxist. Man darf nicht vergessen, daß hier Lebensstellung des Industrie- und sonstigen Arbeiters, vor allem psychologisch eine andere ist als in Europa — er ist nicht „Proletarier“ im dortigen Sinn, er fühlt, daß er nicht anders Gentleman ist als der Fabrikmanager — nur daß er eben weniger Lohn hat. Die Demokratie geht nicht nur aus den Gesetzen hervor, sie liegt in der Lebensluft. Daher fühlt jeder Mann sich frei und nicht als „Lohnsklaven“ (auch wenn er als solcher bezeichnet werden könnte).

Die Vereinigten Staaten haben noch immer das politische Zwei-Parteien-System: Demokraten und Republikaner — Namen, die dem Uneingeweihten nichts sagen. In früheren Zeiten war die Grenzziehung zwischen diesen beiden Gruppen nicht leicht. Heute gelten die „Demokraten“ als die Partei des sozialen Fortschrittes (Roosevelt entstammte ihr, Truman ist Demokrat) — die Republikaner sind die Partei der Konservativen, auch der Reaktionen, haben aber auch einen liberalen Flügel, während ihrerseits die Demokraten in den aus den Südstaaten stammenden Parteigenossen scharfe Gegner des Roosevelt'schen „New Deal“ haben, dem die Majorität dieser (die Regierung bildenden) Partei anhängt. Bemerkenswert ist, daß die beiden Arbeiterparteien (die gemäßigtere ist die Federation of Labor, die radikalere der Congress of Industrial Organisations) keine eigenen Kandidaten aufstellen, sondern mit der Demokratischen Partei wählen. Sie gaben den Ausschlag bei der vierten, heiß umstrittenen, Wahl Roosevelts“.

Liebe, Trost, Linderung und Unterstützung fand der in der Emigration schwer geprüfte Dichter bei seiner gütigen und liebenswürdigen Lebensgefährtin, der seine meisten Gedichte in Dankbarkeit zugedacht sind. Ihr galt auch eines seiner letzten Gedichte, nämlich das aus J.s Sterbejahr stammende Gedicht:

AN HEDWIG

*Ich müßte tiefst hinab ins Sprachmeer tauchen,
Das Wort zu heben, das Dir heut' gebührte,
Den Dank Dir des Gefährten zuzuhauchen,
Und Liebe, myriadenfach gespürte.*

*Selbst wenn ich dann das rechte Wertwort fände,
So hohem Maß den reinsten Laut zu geben,
Ein Laut verklingt, es hat ein Wort sein Ende,
Doch ohne Ende ist Dein Für-mich-leben.*

*Drum will ich Dir nur still ins Auge schauen
Und tief mich über Deine Hände neigen,
Und alles, alles, alles anvertrauen
Der Sprache holdem Widerspiel, dem Schweigen.*

Oskar Jellinek gehörte auch im Exil zu jenen Dichtern, die — um sich der Worte Lion Feuchtwangers zu bedienen — „so von innen her gebunden (sind)

an die Inhalte und Formen ihrer Jugend und ihrer Heimat, daß sie davon nicht loskommen und sich nach Kräften sträuben gegen ihre neue Umwelt. Dieses Sicheinschließen in die tote Vergangenheit, dieses Sichabsperrn von dem wirklichen Leben ringsum, diese stolze Absonderung vermindert die Kraft der Dichter, macht sie trocken, dörft sie aus, die exilierten Schriftsteller, die es so halten — es sind ihrer eine ganze Reihe, darunter Schriftsteller höchsten Formates —, haben das schwerste Los gezogen, und ihre Bitterkeit ist die tiefste“.³⁰

Auch F. K. Ginzkeys Feststellung hinsichtlich eventueller Übersetzungen, bzw. Konzessionen an den Publikumsgeschmack ist sehr zutreffend: „Zu Übersetzungen ins Englische kommt es nicht, sie hätten auch die Kluft zwischen den beiden Kultursphären nicht in dem Ausmaß zu überbrücken vermocht, daß dem Autor ein echter Widerhall zwischen Schreiber und Leser zuteil geworden wäre. Und den Versuch zu machen, sich an die trügerische Aktualität, an den gerade herrschenden Publikumsgeschmack des Landes anzubiedern, kommt ihm jetzt ebensowenig in den Sinn wie zu irgendeiner anderen Zeit seines Lebens. Kompromißlos bleibt er dem Kreis der ihm verwachsenen Gestalten treu, aus innerer Notwendigkeit, folgend dem Gesetz, nach dem er angetreten.“ (Vorwort, S. 10.)

Das letzte, was wir aus J.s Feder besitzen, ist ein unbetitelt Gedicht, das der Dichter einige Wochen vor seinem Tode niedergeschrieben hat und das nach Ginzkeys Worten bezeugt, „daß es ihm jederzeit um mehr als das eigene Leid, daß es ihm um das Leiden aller ging und um die bedingungslose Menschenliebe“. Es hat folgenden Wortlaut:

*Tage kommen und wandeln,
Bis der Abend erglimmt.
Keiner, der nicht einem Kinde
Seine Mutter nimmt.*

*Keiner, der nicht einer Mutter
Entreißt ihr geliebtes Kind,
Keiner, der Anderer Leben
Nicht als ein Lichtstrom durchrinnt.*

*Tage kommen und wandeln,
Mild oder wild das Gesicht,
Jenem Schwinge zu Gipfeln,
Diesem ein Abgrundgewicht.*

*Bis dann so Diesem wie Jenem
Stillsteht die wandelnde Schar,
In den ungleichen Schalen
Nicht mehr Freuden und Qualen,
Nur auf den Stirnen, den fahlen,
Noch ein erlöschendes War.*

Im Februar 1949 mußte sich der von einer tückischen Krankheit heimgesuchte Dichter einer Operation unterziehen, die er wohlbestand. Er war sich der

³⁰ Zit. nach Lion Feuchtwangers „Der Schriftsteller im Exil“ (1943), in: Centum opuscula, Abschn. 4, S. 550 (Neuabdruck in der Reihe Künstlergeschichten, Band 20: In dunkler Zeit — Künstlerschicksale zwischen 1933 und 1945, hrsg. von Walter Nowojski im Henschelverlag Berlin, 1963, S. 131—137).

ernsten Lage nicht bewußt und deutete die beängstigende Schwäche als sekundäre postoperative Erscheinung, an deren Behebung er nicht einen Augenblick zweifelte. Wie zuversichtlich er nach Mitteilung seines Schwagers H. R. Tschelnitz seiner Genesung entgegensah, geht daraus hervor, daß er fürs kommende Frühjahr eine Europareise geplant hatte. Am 12. Oktober jedoch ging die Schwäche allmählich in Bewußtlosigkeit über und um die zehnte Abendstunde schlummerte Oskar Jellinek schmerzlos hinüber. Am 17. Oktober 1949 fand am Hollywooder Friedhof die Beisetzung statt.³¹

³¹ Ueber O. J.s Ableben wurde ich in einem Brief vom 24. 10. 1949 aus Los Angeles von seinem Schwager H. R. Tschelnitz informiert. Kurz darauf habe ich wie an die Witwe des Dichters so auch an H. Tschelnitz ein Beileidsschreiben gesandt, das aber seltsamerweise die Adressaten nicht erreicht hat. Das geht u. a. aus einem späteren Brief von Frau Hedwig Jellinek vom 8. 10. 1950 hervor. Ende Feber 1966 erhielt ich über Ansuchen die Abschrift der offiziellen Todesanzeige aus Los Angeles.